This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

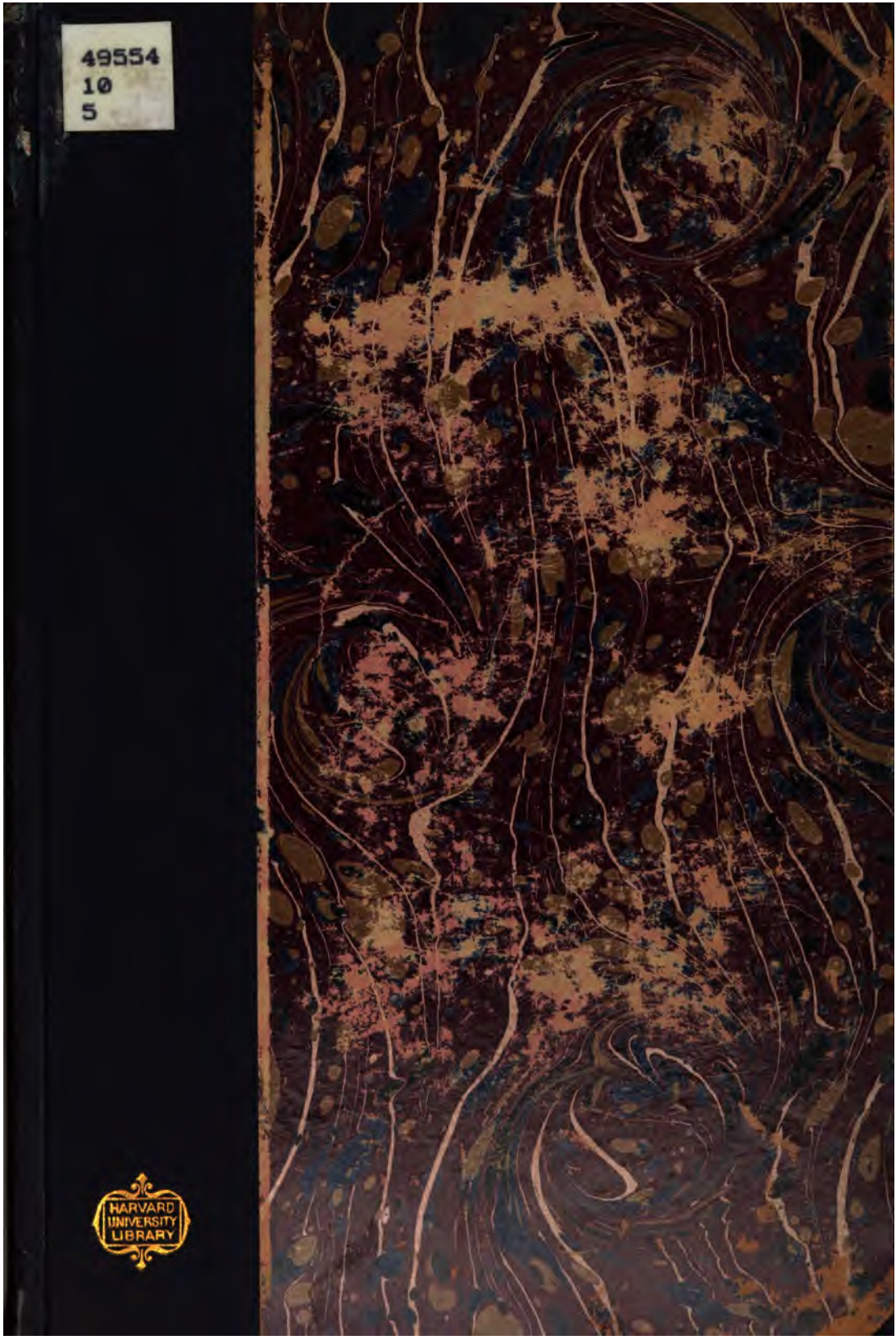
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

49554
10
5



HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

49554.10.5

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

FRANCIS B. HAYES

(Class of 1839)

This fund is $10,000 and its income is to be used
"For the purchase of books for the Library"
Mr. Hayes died in 1884

UEBER

EDUARD ALLWILLS BRIEFSAMMLUNG.

DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER VENIA DOCENDI

BEI DER

PHILOSOPHISCHEN FACULTÄT

DER

UNIVERSITÄT JENA.

VORGELEGT

VON

Dr. Adolf **HOLTZMANN.**

JENA,

DRUCK VON ED. FROMMANN.

1878.

49554.10.5

HARVARD COLLEGE
DEC 29 1902
LIBRARY

Hayes fund.

913

Inhaltsangabe.

		Seite
	Einleitung	VII—VIII
	Abkürzungen	IX
I.	Goethe und Jacobi, 1774—1779	1—22
II.	Entstehung des Romans; die verschiedenen Ausgaben	23—33
III.	Die Composition des Romans und die Urtheile über denselben	34—44
IV.	Allwill, Goethe, Jacobi und die Briefstellen . .	45—58
V.	Allwill als „moralisches Genie.“	59—80
VI.	Die übrigen Personen	81—90

Abkürzungen.

Asg. [92]	= Eduard Allwill's Briefsammlung, I. Bd. 1792.
Claudine	= Claudine von Villa Bella, ein Schauspiel mit Gesang. Berlin, 1776 (I. Ausg.).
F. Schl. N.	= Briefe Goethe's aus Fritz Schlosser's Nachlass, hrsg. von Frese, 1876.
G. a. A. St.	= Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, Leipzig, 1839.
G. a. J. F.	= Goethe's Briefe an Johanna Fahlmer, hrsg. von Urlichs, 1875.
G. a. L.	= Briefe von Goethe an Lavater, 1833.
G. u. J.	= Briefe zwischen Goethe und F. H. Jacobi, 1846.
G. u. W.	= Goethe und Werther. Briefe Goethe's etc., hrsg. von Kestner, 1854.
G. W.	= Goethe's Werke, Ausg. letzter Hand.
J. a. B.	= Fr. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel, 2 Bde. 1825, 1827.
Ir.	= Iris.
J. W.	= F. H. Jacobi's Werke, 6 Bde., 1812—1825.
Stella	= Stella, ein Schauspiel für Liebende, in 5 Akten, Berlin, 1776 (I. Ausg.).
T. M.	= Deutscher Merkur.
V. Sch.	= Vermischte Schriften von Jacobi, I. Theil, 1781.
Wagner a, b, c	= Briefe von und an Merck, hrsg. von Wagner, 3 Sammlungen, a = 1835, b = 1838, c = 1847.
Z.	= Aus Fr. H. Jacobi's Nachlass, hrsg. v. Rudolf Zoeppritz, 2 Bde., Leipzig, 1869, W. Engelmann.

Einleitung.

Ein Roman, in der grössten Zeit unserer Literatur viel bewundert und viel getadelt, und in unseren Tagen nur noch in den Compendien der Literaturgeschichte sich mühsam fortschleppend, ist „Eduard Allwill's Briefsammlung," das Erstlingswerk des tiefsinnigen Friedrich Heinrich Jacobi. Es war nicht blos der ideenreiche Inhalt, sondern auch eine durchsichtige Beziehung auf wirkliche Personen und Verhältnisse, wodurch dieser Roman grosses Aufsehen erregte und die verschiedensten Besprechungen hervorrief. Es war die Zeit der Verherrlichung des Genies und der daraus hervorgegangenen Krankheit, der Geniesucht. In Jacobi's Romane waren die Geniemänner der Zeit nicht blos nach der guten und schlechten Seite wahrheitsgetreu und scharfsinnig in ihren Grundzügen dargestellt, sondern man erkannte auch in dem Helden des Romans eine offenbare Aehnlichkeit mit dem grössten Genie der Zeit, mit Goethe. So scheint eine Untersuchung über „Eduard Allwill's Briefsammlung" für die Erkenntniss einer wichtigen Epoche unserer Literatur erspriesslich und förderlich zu sein.

Einige Worte mögen sich gegen die Anklage richten, welche wider die im Folgenden geführte Untersuchung der dem Romane zu Grunde liegenden, wirklichen Verhältnisse erhoben werden könnte.

Gute Romane sind der Niederschlag der Erlebnisse des Menschen auf die Schreibmappe des Schriftstellers; sie sind, wie Goethe von seinen Arbeiten sagt[1]), die aufgehobenen Leiden und Freuden des eigenen Lebens.

1) G. a. A. St., Br. 3.

Bei Lebzeiten des Schriftstellers ist die Untersuchung über die Erlebnisse des Menschen, die ihn zum Schriftsteller gemacht haben, ein indiscretes Geschäft und ist ebenso unangenehm dem Autor, als denjenigen Personen, durch die und an denen er zum Autor geworden ist.

Wenn Goethe sehen musste, wie man nach Erscheinen des „Werther" von allen Seiten seine Freundin Charlotte Buff und ihr Verhältniss zu ihm nur in Bezug auf die Lotte des Romans und das dortige Verhältniss untersuchte und beklatschte, so war ihm das mindestens ebenso unangenehm, als es Herrn Kestner war, im Roman und damit in vieler Leute Munde als Albert zu figuriren. Der Schriftsteller ist empört, dass die Personen, die seiner dichterischen Gestaltungskraft nur zum Anhalte dienten, meinen, er habe sie abgeschrieben, und andrerseits fühlen die betroffenen Personen mit Unbehagen die Wahrheit jener Worte, welche ein guter Freund zur Tröstung an Kestner schrieb: „il est dangereux, d'avoir un auteur pour ami" [1]).

Anders aber verhält es sich, wenn sowol der Dichter, als seine Zeitgenossen nicht mehr lebende Personen sind.

Wie in einem Sterbezimmer, sobald der Sterbende die Augen geschlossen hat, alsbald von dem eben noch lebendigen Menschen in der dritten Person und über ihn, nicht mehr mit ihm gesprochen wird, ebenso ist nach dem Hingange einer literarischen Persönlichkeit das Urtheil über dieselbe und alle ihre Beziehungen vollständig frei gegeben und unterliegt nicht mehr den Schranken, die jede Persönlichkeit durch ihre Gegenwart von selbst setzt.

Möchten die folgenden Untersuchungen den Leser in die reiche Frühlingszeit unserer Literatur zu versetzen vermögen.

Es war die Zeit, in welcher Jacobi an Lavater schrieb: „Wir leben in einer auffallenden Epoche; nie sind die wichtigsten Dinge von so verschiedenen Seiten angesehen worden" [2]).

1) G. u. W., S. 23.

2) 10. Okt. 81 J. W. I, 328.

I. Goethe und Jacobi.

1774—1779.

Jacobi's Roman „Allwill" ist der Anregung Goethe's entsprungen, seine Abfassung und Veröffentlichung fällt zeitlich in die Jahre, in denen Goethe und Jacobi auf das Innigste mit einander verbunden waren, der Held des Romans trägt deutliche Züge Goethe's an sich, eine tief empfundene Aeusserung Jacobi's über sein Verhältniss zu Goethe findet sich fast wörtlich im Romane über Allwill ausgesprochen: Es ist daher für eine gründliche Untersuchung dieses Romanes unerlässlich, auf die Freundschaftsgeschichte beider Männer einzugehen und dieselbe wenigstens so weit zu verfolgen, als sie Einfluss auf den Roman gehabt haben kann.

Die Geschichte der Freundschaft Goethe's und Jacobi's ist ausführlich und gründlich dargestellt worden von H. Düntzer in seinen „Freundesbildern aus Goethe's Leben, 1853, S. 125 bis 287." Da aber seit dem Jahre 1853 eine Reihe Publikationen erschienen sind, welche auf die Jünglingszeit Goethe's und damit auch auf dieses Freundschaftsverhältniss neues Licht werfen, so bedarf die Darstellung Düntzer's mancherlei Ergänzungen und Berichtigungen.

Besonders Goethe's Briefe an Johanna Fahlmer (herausgegeben von Urlichs, 1875 = G. a. J. F.), an Sophie la Roche (Briefe Goethe's aus Fritz Schlosser's Nachlass, herausgegeben von Frese, 1876 = F. Sch. N.) und andere gleichzeitige Briefe in dem von Zoeppritz herausgegebenen Nachlasse Jacobi's (Leipzig, 1869, 2 Bände = Z. I, II) sind neuhinzugekommene Hilfs-

mittel. Für das innere Verständniss dieser Freundschaft hat A. Schöll in seinen „Briefen und Aufsätzen von Goethe aus den Jahren 1766—86, 1846“ einen beachtenswerthen Beitrag gegeben.

Es wird dem Zwecke dieser Untersuchung entsprechend sein, wenn zwar alle hieher gehörigen Briefstellen citirt, aber nur diejenigen ihrem Inhalte nach angeführt werden, welche für die folgende Untersuchung wichtig sind und in der Darstellung Düntzer's noch nicht berücksichtigt werden konnten.

Die erste persönliche Bekanntschaft Goethe's mit Jacobi fällt in den Juli 74. Vorher waren die Beziehungen „zwischen Ober- und Unterrhein“ keineswegs ganz friedliche. Die „grelle oberdeutsche Manier“ Goethe's und seiner frankfurter Freunde hatte sich öfters über J. G. Jacobi's „freundschaftliche Briefe“ (erschienen 1768) lustig gemacht. Auch auf die Freundschaft der Jacobi's mit Wieland wurde z. B. in Goethe's „Götter, Helden und Wieland“ nicht eben zart angespielt.

Jacobi und Wieland sahen in Goethe „einen feurigen Wolf, der des Nachts an honetten Leuten hinaufsprang und sie in den Koth wälzte“ (J. a. B. I, 210). Und Goethe hatte auch derbe Ausdrücke über sie. Die Frauen sollten vermitteln, zuerst Sophie la Roche, die mit dem Düsseldorfer Kreise enge befreundet war. Sie scheint Goethe nach Düsseldorf eingeladen zu haben. Er aber wollte Nichts davon wissen. „Nach Düsseldorf kann und mag ich nicht“, schreibt er 1773 an Sophie la Roche (F. Schl. N. S. 145), „Sie wissen, dass mir's mit gewissen Bekanntschaften geht, wie mit gewissen Ländern, ich könnte hundert Jahre Reisender sein, ohne Beruf dahin zu fühlen.“ Versöhnender stimmte Johanna Fahlmer, die Halbschwester von Jacobi's Mutter. Sie hatte seit mehreren Jahren mit dem Jacobi'schen Kreise zusammengelebt, war die beste Freundin von Fritz Jacobi und ist, wenn irgend Jemand, die Henriette in Jacobi's Woldemar. Sie zog Juni 72 mit der Mutter nach Frankfurt. Noch wichtiger wurde Frühjahr 73 ein

Besuch von Jacobi's Frau bei Johanna Fahlmer und ein längerer Aufenthalt von Charlotte Jacobi, Fritzen's Halbschwester. Jacobi's Frau hat Goethe in „Wahrheit und Dichtung" verherrlicht, für Lotte Jacobi scheint er eine Neigung gehabt zu haben. Aber zu einer Aussöhnung mit den Männern liess Goethe es nicht kommen. „Des Kammerrath Jacobi Frau war hier," schreibt er 15. Sept. 73 an Kestner (G. u. W., S. 181), „eine recht liebe, brave Frau, ich habe recht wohl mit ihr leben können, bin allen Erklärungen ausgewichen, und habe gethan, als hätte sie weder Mann, noch Schwager. Sie würde gesucht haben, uns zu vergleichen, und ich mag ihre Freundschaft nicht. Sie soll mich zwingen, sie zu achten, wie ich sie jetzt verachte, und dann will und muss ich sie lieben." Vergl. auch G. u. W. S. 204. Mit dem Jahre 74 gaben die Jacobi's die Zeitschrift „Iris" für gebildete Frauen und Mädchen heraus. Sophie la Roche sammelte Abonnentinnen und dachte dabei an Kornelie Goethe. Sie schreibt darüber an Goethe, der nicht will, dass seine Schwester für die Iris ihre Freunde in Kontribution setze „um eines Fremden willen, mit dem sie Nichts gemein gehabt hat, noch hat, noch haben kann, und dessen Keckheit unverzeihlich ist, mit der er zu seiner Geldschneiderei die Spediteurs zusammenbettelt" (F. Schl. N., S. 142). Da kommt ihm sein freundschaftlicher Verkehr mit den Jacobi'schen Frauen in's Gedächtniss, und er fährt also fort: „Da ich fertig bin, liebe Mama, fällt mir ein, dass ich ungerecht gegen die Jacobi's bin, habe ich mich denn nicht auch bei ihren Weibern, Tanten und Schwestern eingenistelt, das giebt ihnen nach der strengsten Kompensation ein Recht auf meine Kornelie, oho!" So blieb auf Goethe's Seite die Stimmung gegen Fritz Jacobi, während er mit dessen Frau, nachdem sie Frankfurt wieder verlassen, einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt und derselben seine neuesten Produktionen schickte (datirte Briefe Goethe's an Betty Jacobi vom 3. Nov., 16. Nov., 31. Dez. 73, siehe G. u. J., S. 1—24).

Jacobi freut sich mit an den Sendungen Goethe's, so nennt er den Jahrmarkt von Plundersweilern „eine allerliebste Schnurre“ und Goethe selbst „einen wunderbaren Kopf“ (Jacobi an Wieland, 6. Nov. 73, J. a. B. I, 151). Enthusiastisch lobt er Wieland's humanes Betragen gegen Goethe's Ausfälle (J. a. B. I, 162).

Die erste persönliche Bekanntschaft Goethe's und Jacobi's und jene herrlichen Tage, wo zwei der grössten Männer des vorigen Jahrhunderts einen in seiner Art einzigen Bund inniger Freundschaft schlossen, schildert der greise Goethe in „Wahrheit und Dichtung,“ und diese Partie seiner Selbstbiographie ist mit einer Tiefe und Zartheit des Gemüthes geschrieben, welche zeigt, dass auch noch die Rückerinnerung den Greisen verjüngte und in ihm den Frühling seines Geistes und Herzens weckte. Diese Partie steht Ausgabe letzter Hand Bd. 26, S. 278—290. Weder Lavater's beschränkter Christusglaube, noch Basedow's ungestüme und unästhetische Reformationssucht konnten dem nach dem reinsten und vollsten Genusse einer geistigen Vereinigung strebenden Jünglinge genügen: Da traf er auf Jacobi, von dem er trotz aller zeitweiligen Entfremdung in einem schönen Briefe am Anfang des neuen Jahrhunderts sagen musste, dass seine Richtung eine der reinsten sei, die er je getroffen (G. u. J., S. 221).

Es liegen uns eine grosse Reihe von Zeugnissen vor von dem bezaubernden Eindrucke, den Jacobi's persönliche Erscheinung sein ganzes Leben lang auf jeden edler angelegten Menschen ausgeübt hat. Er war ein hoher, schlanker, schöner Mann mit feinen Gesichtszügen und blauen, Zutrauen erweckenden Augen. Die vornehme Ruhe und Sicherheit der Stimme und der Bewegungen, die sich Jacobi angeeignet hatte, und die innerliche Erregtheit bei allen Fragen, welche die edelsten Güter der Menschheit betreffen, gaben in ihrem Widerstreit einen eigenen Reiz. Von dem Lehrer seiner Jugend, Le Sage, an bis zu Allen, die dem von Jahre langen Leiden geprüften Greis in der letzten Zeit seines Lebens nahe traten, ist nur

eine Stimme der Bewunderung und Verehrung seines persönlichen Wesens [1]).

1) Ich stelle hier einige Urtheile über ihn aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens zusammen. Le Sage an Jacobi, Genf, 18. Okt. 63 (J. a. B., I, 8): „Si j' ai à me plaindre de lui (d. h. du ciel), c'est de ne vous avoir pas laissé libre de donner essor à vos grands talents. O quels succès n'auriez-vous pas eus dans la poésie et l'éloquence, comme dans la morale délicate et sublime, sans laquelle les beaux-arts ne sont qu'une vaine harmonie! Non je ne crois point trop hasarder en presumant, que vous nous auriez consolés de la perte de Shaftesbury ou de Rousseau.

Jung-Stilling über Jacobi (1774) (Stilling's Werke I, 323). „Neben diesem sass der Hofkammerrath Vollkraft (Pseud. f. Jacobi), ein feiner Weltmann, wie es wenige giebt, im Reisehabit, doch nach der Mode gekleidet; sein lebhaftes Naturell sprühte Funken des Witzes und sein hoch rectificirtes philosophisches Gefühl urtheilte immer nach dem Zünglein in der Wage des Wohlstandes, des Lichts und des Rechts."

Einsiedel an Knebel (Knebel's Nachlass I, 233), 30. Juni 1778. „Der Hofkammerrath Jacobi ist einer der liebenswürdigsten, edelsten Menschen, die ich je gesehen habe, von schöner körperlicher Gestalt und gefallendem Betragen."

Perthes (Perthes Leben I, 74 ff). „Wenige Wochen, nachdem Perthes sein Geschäft eröffnet hatte, trat im Juli 96 ein schlanker, hoher Mann mit feiner Gesichtsbildung, leicht gebräunter Farbe und sinnendem, herrlich blauem Auge in den Buchladen. Dem Anscheine nach ein Fünfziger, hatte er in allen seinen Bewegungen eine leichte und kräftige Jugendlichkeit, und Kleidung, Ausdrucksweise, Haltung, Alles schien gewählt und doch natürlich. Der Mann, dessen edler und freier Anstand schnell Perthes' Aufmerksamkeit erregte, war Friedrich Heinrich Jacobi etc. — — Vornehmheit freilich drückte sich in seinem ganzen Wesen aus, aber sie hatte nichts Kaltes oder Abwehrendes. — — Die Anmuth der ganzen Erscheinung rief vielmehr in Perthes sogleich zutrauensvolles Hingeben hervor etc."

Niebuhr an Graf Moltke, Okt. 1795 (Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr II, 12 ff.). „Was den Menschen, seine Gütigkeit und Freundlichkeit, seine einzige Urbanität, seine Beredsamkeit, die Grazie seines Wesens, die Fülle und den Strom seiner Rede betrifft, darüber, fand ich, haben zwar Viele, die ihn kannten, sein Lob geredet, aber Keiner zu viel; im Gegentheil, das Alles, einzeln und im Ganzen, übertraf weit und weit jede Erwartung, die ich je gebildet hatte."

Varnhagen von Ense (Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften II, 71—75). „Der edele Eindruck aber seiner schönen, hohen Gestalt, der geistreich-milden

Im Gegensatz zu seiner Erziehung und seinem Berufe hat Jacobi früh in sich das Ideal schöner Menschlichkeit ausgebildet, die Rechte des Herzens und eine freie, unbefangene Auffassung der Dinge aller verschrobenen Unnatur, in sich zerfallener Rohheit entgegengestellt. Von Jugend auf gewohnt, andächtig der Stimme seines eigenen Herzens zu lauschen, hatte er selbstständig in sich eine innere Welt geschaffen. Der grelle Widerspruch des gewöhnlichen menschlichen Treibens mit den Anforderungen einer freien „im Tiefsten arbeitenden" Seele, unter welchem der jugendliche Goethe so viel zu leiden hatte, war ihm längst bekannt und von ihm ebenso mit der wunderbaren Schärfe des Verstandes erforscht, als von der leidenschaftlichen Gluth seines Gemüthes erfasst und erlitten. Wie innig musste sich daher Goethe von Jacobi berührt fühlen! Eine solche „reine Geistesverwandtschaft" war ihm noch nie vorgekommen. Jacobi war der Erste, den Goethe in das „Chaos" seiner inneren Seelenzustände blicken liess. „Sein Inneres brach mit Gewalt hervor", die tiefsten Anliegen des menschlichen Geistes und Gemüthes wurden durchgesprochen.

Während in Goethe's Erinnerung die Erlebnisse seiner Jugend wie nahe Landschaften in heller Sonnenklarheit erscheinen, war er von dieser wunderbaren Harmonie seiner Seele mit derjenigen Jacobi's so seltsam erschüttert, dass ihm die äusseren Erlebnisse jener ersten Freundschaftszeit, wie er selbst gesteht, fast vollständig aus dem Gedächtnisse entschwanden.

Gesichtszüge, der eindringlich-angenehmen Rede und der würdigen und feinen Weltbildung kann mir niemals verlöschen. In seiner Erscheinung war die Vornehmheit eines Weisen und eines Staatsmannes vereinigt, wobei doch sein Gemüth einige Reizung verrieth, die auf einen weder dem Geiste, noch der Leidenschaft nach völlig beruhigten Zustand deutete, welchen er gleichwol in sich zu haben und nach aussen darzustellen nicht aufgeben konnte. Sein persönlicher Umgang aber war so anmuthig und gewinnend, dass auch entschiedene Gegner, wie Tieck und Schleiermacher, ihren früheren litterarischen Urtheilen zum Trotz, bei persönlichem Besuche in München als seine innigen Verehrer von ihm geschieden sind."

Wenn wir in grösserer Gesellschaft durch das Gespräch eines uns zum ersten Male entgegentretenden Menschen plötzlich Saiten unseres verborgenen Seelenlebens anschlagen hören und Worte von den Lippen des Andern fliessen, die wir bisher als sonst unverstandene, nur von uns anerkannte und lieb gewordene Geheimnisse in der eigenen Brust verwahrten, da entsteht zwischen uns und dem bisher fremden, nun plötzlich so innig verbundenen Menschen eine gegenseitige Erregtheit, sich ganz auszusprechen, eine solche „Fülle des Hin- und Wiedergebens," dass, wenn wir später nach den übrigen, in der Gesellschaft anwesenden Personen und nach dem Verlaufe der äusseren Ereignisse gefragt werden, wir kaum durch peinliche Anstrengung des Gedächtnisses auf das Gefragte annähernd zu antworten vermögen.

So kommt es, dass Goethe z. B. das erste Zusammentreffen mit Jacobi nach Köln, statt nach Elberfeld verlegt, dass er jener wundersamen, pietistischen Versammlung, in welcher sich Goethe und Jacobi das erste Mal trafen, und über welche Jung-Stilling in seiner Lebensgeschichte (Werke I, 321—326) berichtet, gar nicht erwähnt, während er dieselbe gewiss, wenn sie ihm in Erinnerung gewesen wäre, mit einigen humoristischen Meisterstrichen gezeichnet hätte. Uebrigens ist, wie schon Düntzer hervorhob, durch einen Brief Jacobi's an Dohm, 20. Juni 1818 (J. a. B. II, 487, dann ausführlich nach dem Original abgedruckt Z. II, 146 ff.), die Glaubwürdigkeit Jung's stark angegriffen worden und deshalb im Einzelnen, was wahr und nicht wahr ist, nicht mehr zu ermitteln. So fehlt auch eine eingehende Schilderung der Jacobi'schen Familie und des Aufenthaltes zu Pempelfort, während z. B. in Goethe's Selbstbiographie der Besuch bei Frau von La Roche anschaulich geschildert worden ist und auch der spätere Aufenthalt Goethe's in Pempelfort (1792) seine ausführliche Darstellung bei Goethe gefunden hat. Kaum mit Jacobi in Freundschaft verbunden, meldet Goethe dies triumphirend Jacobi's Frau, die gerade in Vaels

bei ihren Verwandten war; die beiden Freunde waren unzertrennlich, Jacobi begleitete Goethe bis Köln, Ausflüge in's Land wurden gemacht, so nach Bensberg; in Köln wurde das alte Jabach'sche Haus besucht und Goethe schildert ergreifend den tiefen Eindruck, den dieses Anschauen einer in die Gegenwart hineinragenden Vergangenheit auf ihn gemacht und in ihm alle weichen Stimmungen zum Durchbruch gebracht hat.

Jacobi war noch als Greis von diesen Jugendeindrücken tief ergriffen und schreibt an Goethe, der eben in seiner Biographie an diese Zeit gekommen war, 28. Dez. 1812 (J. u. G., S. 259) Folgendes: „Dass im dritten Theile Deines biographischen Versuches meiner in allem Guten gedacht werden soll, freut mich unendlich, sorge nur, dass ich die Erscheinung dieses dritten Theils auch noch erlebe. Ich hoffe, Du vergissest in dieser Epoche nicht des Jabach'schen Hauses, des Schlosses zu Bensberg und der Laube, in der Du über Spinoza mir so unvergesslich sprachst; des Saales in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufsteigen sahen, wo Du in der Dämmerung auf dem Tische sitzend uns die Romanze: „Es war ein Buhle frech genug“ — und andere hersagtest .... welche Stunden! welche Tage! — Um Mitternacht suchtest Du mich noch im Dunkeln auf — mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich Dich nicht mehr lassen.“ Die tiefsten Fragen der Menschheit wurden von beiden Freunden nach allen Seiten zu beantworten gesucht, schon hier verhehlten sich Beide ihre Verschiedenheiten nicht, und doch schieden sie, wie Goethe schreibt, „in der seligen Empfindung ewiger Vereinigung.“

Am 10. August trennen sich die Freunde in Köln, am 13. ist Goethe wieder in Frankfurt, bis zum Anfang des Jahres 75 besteht nur ein brieflicher Verkehr. Sogleich am 13. Nachts und am 14. Abends schreibt Goethe, der bereits einen Brief von Jacobi vorfindet. „Du hast gefühlt, dass es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein,“ das ist das Thema des

Briefes. „Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredt haben." In den späteren Tagen gegenseitiger Entfremdung hat Jacobi diese Worte mit rother Tinte unterstrichen. Der nächste Brief von Goethe ist vom 21. August. Jacobi schreibt den 26. Aug., zwei Tage vor Goethe's Geburtstag, und kündigt den Anfang seines Romans an (G. u. J., S. 37). Goethe antwortet den 31. August und schickt den Clavigo. Jacobi schreibt ein begeistertes Urtheil über Clavigo an Wieland den 27. Aug. 74 (J. a. B. I, 180). Unterdessen ist Werther fertig geworden. Goethe schreibt an Sophie la Roche den 19. Sept. 74 (F. Schl. N. 153): „Donnerstag früh geht ein Exemplar Werther an Sie ab. Wenn Sie und die Ihrigen es gelesen, schicken Sie es weiter an Fritz (Jacobi), ich hab nur drei Exemplare und muss also diese zirkuliren lassen." Wol Ende September schreibt Goethe an die Fahlmer (G. a. J. F., S. 59): „Was schreibt Fritz? Hat er Werthern? Ich mag ihm Nichts schreiben, Nichts schicken, um ihn nicht zu stören, wenn er ihn hat." 21. Okt. schreibt Jacobi an Goethe einen langen Brief über den Eindruck, den Werther auf ihn und die Seinigen gemacht hat, er ist ganz hingerissen. Ebenso schreibt er auch den 28. Okt. an Sophie la Roche (J. a. B. I, 190).

Er will möglichst bald Goethe in Frankfurt besuchen; Goethe schreibt, wol Oktober 74, an die mit Jacobi in stetem Briefwechsel stehende Johanna Fahlmer (G. a. J. F., S. 60): „Was hören Sie von Fritz? Wann kommt er wol? Grüssen Sie ihn herzlich!" Noch folgt ein Brief Jacobi's an Goethe den 6. Nov. „Ich existire jetzt blos in dem Gedanken, bald in Frankfurt zu sein."

Jacobi's Geschäftsreise nach Mannheim über Frankfurt fand erst Ende des Jahres statt. Er kündigte schon früher Sophie la Roche seinen Besuch an; diese scheint auch Goethe einge-

laden zu haben, denn Goethe schreibt 20. Nov. an sie (F. Schl. N., S. 156): „Empfehlen Sie mich Herrn Geheime Rath — kommen kann ich nicht — auch ist's besser, Sie haben Fritz allein."

1775.

Vom Anfange Januar bis Anfang Februar war Jacobi bei Goethe in Frankfurt. Wie glücklich er sich fühlte und wie einig mit Goethe, zeigen seine Briefe an Wieland vom 27. Jan. (J. a. B. I, 191) und aus Mannheim vom 11. Febr. (ibid. 201). Ebenso schreibt Goethe an Sophie la Roche (F. Schl. N. 160): „Fritz, der nun bald zurückkehrt, soll Ihnen auch von mir erzählen; wir waren sehr lieb, gut und kräftig zusammen." Davon giebt auch Zeugniss Jacobi's rührendes Billet 10. März 75. Indess war Goethe's „Herz und Sinn so ganz wo anders hingewandt" (Goethe an Jacobi 21. März 75). Er war mitten in seiner Liebesgeschichte mit Lili. Dass dadurch auch Jacobi während seines Besuches verkürzt wurde, ist leicht zu denken. In einem Briefe an Merck 2. März 78 (Wagner b, S. 123) entschuldigt sich Jacobi, dass er Merck damals in Darmstadt nicht besucht habe, es sei ein Missverständniss seines Kutschers gewesen. „Nach meiner Ankunft zu Frankfurt," fährt Jacobi fort, „erzählte ich Goethe die Begebenheit und trug ihm auf, sie Ihnen zu hinterbringen. Aber Gott weiss, ob er es gethan hat, zumal da dieser Zeitpunkt in die Lili'sche Epoche fällt."

Von jetzt an sahen sich die Freunde nicht mehr bis zum Jahre 84, sie waren also fast zehn Jahre getrennt. Goethe hat selbst öfter gestanden, dass die persönliche Gegenwart geliebter Personen in seinen Liebes- und Freundschaftsverhältnissen von grossem Einfluss sei.

Wenn wir daher in der Freundschaft Goethe's zu Jacobi in Bälde eine Erkältung und Gleichgiltigkeit eintreten sehen, so muss auch auf diesen Gesichtspunkt Rücksicht genommen werden. Gerade ein Mann von der persönlichen Bedeutung Ja-

cobi's hätte durch häufigere Anwesenheit die Freundschaft immer wieder warm erhalten: so aber drängten sich bald andere Beziehungen Goethe auf und unter jener kälter und gleichgiltiger werdenden Stimmung, die mit dem Jahre 76 über Goethe kam, und die so manche warme Jugendfreunde Goethe's schmerzlich beklagten, hatte auch Jacobi zu leiden.

Zunächst war es aber ein anderer Anlass, der die Freundschaft lockerte: es war die Abfassung der Stella.

Ueber eine nähere Beziehung der Stella zu Jacobi haben neuerdings im Anschluss an die Veröffentlichung der Goethe-Briefe an Johanna Fahlmer und die in Freiburg aufbewahrten Briefe aus Johann Georg Jacobi's Nachlass zuerst Urlichs und dann Wilhelm Scherer geschrieben, der Erstere in der deutschen Rundschau Bd. 4 (Juli bis September 1875), S. 78—83, der Letztere in derselben Zeitschrift Bd. 6 (Januar bis März 1876), S. 66—86. Aus verschiedenen Briefstellen glaubte man, mit Recht schliessen zu dürfen, dass die Beziehungen Johanna Fahlmer's zu Jacobi mit der Stella in irgend welchem Zusammenhange stehen. Prüfen wir die Sache etwas näher! Mir scheinen die beiden gelehrten Goethekenner in ihren Folgerungen zu weit gegangen zu sein.

Am 6. März schreibt Goethe an Johanna Fahlmer (G. a. J. F., S. 70): „Hier sind die ersten Bogen der Stella. Wenn es Sie unterhält, so schreiben Sie sie ab, Fritzen (Jacobi) wird dies Stück von Ihrer Hand gewiss zehnmal lieber.“ Johanna Fahlmer muss diesen Anfang der Stella alsbald an Jacobi geschickt haben, denn vor dem 21. März hat Jacobi über die Stella an Goethe geschrieben, da dieser am genannten Tage in einem Briefe an Jacobi sagt: „Lieber Bruder, dass Du meine Stella so lieb hast, thut mir sehr wohl.“ Am Ende des Briefes verspricht Goethe, bald die ganze Stella zu senden. Unterdessen hatte Goethe der gemeinsamen Freundin die 4 ersten Akte der Stella zu lesen gegeben, und diese muss sich günstig darüber geäussert haben. Goethe schreibt in einem undatirten, von Ur-

lichs noch in den März gesetzten Briefe (G. a. J. F., S. 71): „Liebe Tante, ich wusste, was Stella Ihrem Herzen sein würde. Ich bin müde, über das Schicksal unseres Geschlechts von Menschen zu klagen, aber ich will sie darstellen, sie sollen sich erkennen, womöglich, wie ich sie erkannt habe, und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein. — — Haben Sie das Verlangen zum fünften Akte überwunden? Ich wollt', Sie hätten einen dazu gemacht. Adieu! Stella ist schon Ihre, wird durch das Schreiben immer Ihrer, was wird Fritz eine Freude haben!"

Das Stück erregte aber keineswegs Jacobi's Freude. Es ist hier nicht am Platze, die Urtheile Jacobi's über Goethe's Werke im Einzelnen anzuführen, aber wer diese Urtheile kennt, wird zugeben müssen, dass sie durch die Zeit bestätigt worden sind. Jacobi war (soviel ich weiss) im späteren Leben Goethe's einer der wenigen, die ihm ungeschminkt die Wahrheit sagten, und wie er ihm über Werther, Faust, Iphigenie, Tasso voll Dankes und Verehrung zujubelte, so sprach er auch offen aus, was ihm an Stella, dem Gross-Kophta, der natürlichen Tochter, gewissen Partien in Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften missfiel und anstössig erschien.

Wenn Goethe je eines seiner Werke überschätzt hat, so ist es Stella. Diese empfiehlt er allen seinen Freunden und Freundinnen auf das Angelegentlichste. So geht es auf Stella, wenn er 15. März an Sophie la Roche schreibt: „Ehestens kriegen Sie wieder was, das ich Ihrem Herzen empfehle." Ebenso schreibt er an Auguste Stolberg (G. a. A. St., 10. April 76, S. 119): „Ist sie nicht mehr wie sonst, hat ihr Stella nicht gezeugt, dass ich ihr Alter bin, obschon ich nicht schreibe?"

Das Stück ist entschieden das schwächste Produkt aus jenen Jahren Goetheischer Jugendkraft. Fernando ist nicht von zwei mächtigen Leidenschaften zu zwei verschiedenen Frauen beherrscht, sondern gar keiner umfassenden Leidenschaft mehr fähig. Man hat das peinliche Gefühl, wenn man sich Fernando

entweder mit seiner früheren Frau, oder mit Stella, oder mit allen beiden wieder vereinigt denkt, dass die Sache doch nicht lange hält und die liebe Abwechselung den alten Aventurier weiter treibt (ähnlich drückt sich Nikolai aus in einem Briefe an Merck, 28. Dez. 75, siehe Wagner a, 79). Wer die Sache anders ansieht, lese nur Fernando's Gespräch mit seinem Verwalter, und was dieser über Fernando's früheres Leben sagt. Alle drei Frauen spielen eine jämmerliche Rolle, und die Scene, wo Fernando seiner schnippischen Tochter gegenüber den Galanten spielt, hat etwas Ekelhaftes. Wie Wilhelm Scherer gar aus diesem Stücke „Muth des reinen Lebens" zu trinken versteht, ist mir unfassbar.

Jacobi scheint sein Missfallen an dem Stücke mit deutlichen Worten ausgesprochen zu haben. Goethe gab zuerst ebenfalls eine kräftige Antwort, hielt sie aber auf Drängen der Johanna Fahlmer zurück. An diese schreibt er, wol im April (G. a. J. F., S. 79): „Sie sind recht lieb — ich hab meine Antwort an Fritz zurückgehalten, denn sie war wirklich mistisch. — — — wild könnte ich wol über Fritzen werden, bös nie!" Jacobi hatte die Absicht, persönlich in Frankfurt einzutreffen; darauf deutet ein für uns unverständliches Billet Goethe's an die Fahlmer vom 23. April (G. a. J. F., S. 80): „Ich verstehe kein Wort davon, beste Tante, nicht ein Wort — grosser Gott, es geht uns bunt, sehr bunt — und doch ist's mir wie ein Lichtstrahl — dass Fritz kommt — sogar unerwartet. Was kann, was soll ich sagen! — Sein letzt Billet erinner ich mich nicht. — Wir müssen nun wol harren, ich fühl, was in Ihnen vorgeht."

Aus dem Briefe, den Goethe an Jacobi über dessen ungünstige Aufnahme der Stella wirklich abgeschickt hat, ist uns durch Jacobi Einiges erhalten (G. u. J., S. 54). Er wirft Jacobi Unglauben vor, verlangt seine Stella zurück und schreibt: „Wenn Du wüsstest, wie ich sie liebe und um Deinetwillen liebe!"

Wo liegen nun die persönlichen Verhältnisse Jacobi's, an welche die Stella sich anlehnen oder welche sie darstellen soll?

Jacobi, in der glücklichsten Ehe lebend, stand in einem innigen und nur durch den Tod getrennten Freundschaftsbunde zu der trefflichen Johanna Fahlmer, der späteren Frau Georg Schlosser's. Diese, eine Stieftante Jacobi's, war ein Jahr jünger als er selbst und stand mit Jacobi von früh an im innigsten schwesterlichen Verkehr. Als Jacobi 10. März 1819 starb, schrieb sie in ihr Tagebuch (G. a. J. F., Vorwort): „Heute starb mein brüderlicher, schon bei meiner Geburt in meiner Wiege mich begrüssender Gespiele und Freund durch's ganze Leben Friedrich Heinrich Jacobi." Auf sie geht es, wenn in Jacobi's Lebensnachricht (J. a. B. I, V. IX) steht: „Er hatte von Kindheit an, mehr als jeden Andern, den Umgang einer Person gleichen Alters, die eine Halbschwester seiner früh verstorbenen Mutter war, geliebt." In Jacobi's Briefwechsel wird sie „Adelaide" genannt (siehe Anmerkg. J. a. B. I, 148).

Nach gemeinsam verlebter Jugend ging 1758 Johanna Fahlmer mit ihren Eltern nach Mannheim, um dieselbe Zeit Jacobi nach Frankfurt und Genf. Als Johanna, die unterdess ihren Vater verloren, 1776 mit ihrer Mutter nach Düsseldorf zurückkehrte, traf sie ihren Jugendfreund in glücklicher Ehe mit ihrer Freundin Betty von Clermont und blieb in inniger Beziehung zu beiden. Diese Verhältnisse liegen Jacobi's Woldemar deutlich zu Grunde. Später, 1770, verliess Johanna dauernd Düsseldorf und lebte zuerst kränkelnd in den Bädern Spaa und Aachen. Nach überstandener Krankheit schreibt sie in ihr Tagebuch: „Eine grosse Krisenzeit meines Lebens, auch anderer als physischer Leiden."

Seit 1772 bis zu ihrer Verheirathung mit Georg Schlosser lebte Johanna Fahlmer in Frankfurt, regelmässige längere Besuche den Düsseldorfer Freunden abstattend.

Diese Beziehungen waren Goethe gut bekannt, sowol früher durch Johanna Fahlmer und Jacobi's Frau, als nachher durch

Jacobi selbst. Das eigenthümliche Verhältniss Jacobi's, seiner Frau und Johanna Fahlmer's zu einander interessirte ihn. So schreibt ihm Betty Jacobi 6. Nov. 73 (G. a. J., S. 9): „Dass die Tante und ich unsern ebenen und graden Weg neben einander ohne Stumpen und Stolpern gehen, ist wahr, obgleich noch wol immer ein Räthsel für den Herrn Doktor Goethe Lobesan."

Als er daher seine Stella, in der ebenfalls das Verhältniss zweier Frauen, obgleich in völlig anderer Weise, zu einem Manne dargestellt wird, an Johanna Fahlmer und Jacobi schickte, konnte er die angeführten Worte gebrauchen, er konnte sagen, dass ihm Stella um Jacobi's willen lieb sei, und er konnte glauben, dass das Drama durch Johanna Fahlmer's Hand Jacobi doppelt so lieb sei. Soweit geht die Beziehung, weiter nicht. Sonst sind zwischen den in der Stella geschilderten Beziehungen und denjenigen Jacobi's lauter Gegensätze, keine Berührungspunkte; Fernando hat keinen Tropfen Jacobi'schen Blutes in sich und ebenso weder die prosaisch-sentimentale Madame Sommer, noch die ätherisch-kindliche Stella etwas gemein mit Betty Jacobi oder Johanna Fahlmer. In dieser Untersuchung scheint mir der philologische Drang, überall Beziehungen, Anlässe, Motive zu finden, auf falsche Wege gerathen zu sein. W. Scherer hat aus den Freiburger Jacobibriefen eine Jugendsünde Jacobi's ermittelt und verwebt alsbald diese Sache mit den Ereignissen in der Stella. Als ob dieses Vergehen Jacobi's, — wenn es überhaupt erwiesen ist, — mit einer Liebesgeschichte verglichen werden könnte, wie sie zwischen Fernando und Madame Sommer gespielt hat!

Ebenso unwahrscheinlich ist es, wenn Urlichs die Worte in der Stella (Act IV, Sc. 1): „Weisst Du den Nachmittag im Garten, bei meinem Onkel? Wie Du zu uns hereintratst? Wir sassen unter den grossen Kastanienbäumen hinter dem Lusthaus!" auf den Pempelforter Garten bezieht, in dem, nach Schaumburg (Jacobi's Garten, Aachen 1873), grosse Kastanienbäume und zwei Lusthäuschen waren; als ob ein Garten mit

Kastanienbäumen nothwendig Pempelfort sein müsste! Noch unwahrscheinlicher ist Urlichs' Annahme, der violinspielende Fernando beziehe sich auf Jacobi. Diese Annahme stützt Urlichs auf eine Aeusserung in einem Briefe Le Sage's an Jacobi (J. a. B. I, S. 4), wonach Jacobi musikalisch gewesen sein müsse. Mir ist im ganzen Leben Jacobi's Nichts von dessen musikalischen Fähigkeiten bekannt, und in der beigezogenen Stelle giebt Le Sage seinem Freunde nur den väterlichen Rath, um seine Gesundheit zu schonen, seine Mussestunden nicht, wie Jacobi gewohnt war, zu ernsten philosophischen Studien zu verwenden, sondern zur Erholung entweder zu musiciren mit seinen Landsleuten (die wenigstens dieses Talent besässen), oder in Gesellschaft zu gehen („Il me semble donc, que vous feriez mieux d'employer vos soirées ou à faire de la musique avec les compatriotes — qui ont au moins ce talent-là" —). Der gute Le Sage hielt jeden Deutschen für musikalisch, also auch Jacobi.

Auch alle anderen von Urlichs angeführten Aehnlichkeiten, z. B. zwischen Stella's Pflegerin Sara und Johanna Fahlmer's Erzieherin Bogner, scheinen mir zu weit hergeholt.

Ich glaube schliesslich auch, dass, wenn Jacobi und die ihm Nahestehenden in der Stella seine Verhältnisse zum Theil wiedererkannt hätten, wenigstens eine oder die andere Stelle in dem reichen Briefwechsel jener Tage sich darauf bezöge. Dies ist aber nicht der Fall.

So reducirt sich der Anlass der zwischen den Freunden kurze Zeit dauernden Verstimmung auf Jacobi's sittliche Bedenken gegen Goethe's Drama.

Das von Leopold Wagner verfasste, allgemein Goethe zugeschriebene Pasquill „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" konnte die Freundschaft nicht erschüttern. Jacobi war, wie er selbst sagt, der Einzige unter Goethe's Freunden, der nicht an Goethe's Autorschaft glaubte. Siehe Jacobi's Briefe an Wieland 22. März (J. a. B. I, 205) und 22. April (J. a. B. I,

213). Jacobi schrieb indess über die Sache an Goethe (G. a. J. F., S. 75).

Die nächste Zeit sendet Goethe, der bald darauf mit den Brüdern Stolberg in die Schweiz reist, blos Grüsse durch Johanna Fahlmer, so den 16., 22., 26. Mai (G. a. J. F., 82).

Im Juni ist Jacobi in Köln und erinnert sich in einem Briefe vom 14. Juni der schönen, gemeinsam verlebten Stunden des vorigen Juli.

Goethe sendet unterdessen seine „dritte Wallfahrt“ und ein Lied an Jacobi, wofür dieser 12. Aug. dankt.

Wie wir wissen, hat Jacobi seinen Roman schon im August 74 angefangen. Jetzt schickt er seine fertig gewordene Arbeit durch Johanna Fahlmer zur Begutachtung an Goethe. Dieser schreibt darüber an die Fahlmer — Urlichs setzt das Billet in den August — (G. a. J. F., S. 91): „Hier Fritzens Arbeit, ich möcht' nicht gern, dass er so gedrückt würde, und doch sind so gute Sachen drin.“

Damit hören die eigentlichen Briefe fast auf, meistens nur einzelne Grüsse. Goethe trifft den 7. Nov. in Weimar ein; damit lässt er viele Beziehungen früherer Zeiten fallen. Jacobi's herrliche Idee von einem ächten, wahren und dauernden Verhältniss zu Goethe erleidet eine Enttäuschung nach der andern. Im November war Jacobi sehr krank; Wieland schreibt ihm eifrig; Jacobi's Urtheil in Bezug auf Goethe hat schon etwas Kühles. Er schreibt an diesen 23. Nov. (J. a. B. I, 230): „Mit Goethe und Ihnen ist es genau so gegangen, wie ich es vorausgesehen hatte. Es wird sich von selbst nach und nach Alles in die Richte senken, und was schadet's, wenn's dabei auch hie und da ein wenig kracht und erschüttert.“

22. Nov. schreibt Goethe an J. Fahlmer (G. a. J. F., S. 99): „Fritz war krank, hör' ich, die holde Seele. Wieland hat ihm viel geschrieben. Ich schreibe ihm auch wol noch heut.“ Von diesem Brief steht Nichts in der Sammlung; er wird wol auch

nicht geschrieben worden sein. Im September erschien der Anfang der Allwillpapiere (Iris, Bd. 4, S. 193—236).

Goethe urtheilte anfangs günstig darüber. Wieland schreibt an Jacobi 10. Nov. 75: „Wenn Sie Allwill's Papiere in einem Feuer fortschreiben könnten, sagt Goethe, und Wieland mit ihm, so würde es ein ganz herrliches Werk werden."

1776.

Am 5. Januar 76 lässt Goethe den Freund durch Johanna Fahlmer grüssen (G. a. J. F., S. 103), dagegen schreibt er am 14. Febr. (G. a. J. F., S. 104): „Fritz und alle meine Freunde klagen über mich."

Im April erschienen im Merkur die schon in der Iris gedruckten Allwillbriefe und einige neue. Goethe wendet auf sie ein Gleichniss an, das vor der Güte des Stoffes alle Hochachtung hat, nur das Verzetteln in einzelne Stücke tadelt. Siehe Wieland an Merck 13. Mai 76 (Wagner, b, S. 64): „Was dünkt Euch übrigens von dem Manne, der so herrliche Materialien roh verkauft und soviel hätte daran gewinnen können, wenn er sie verarbeitet hätte? Er ist gleich einem Manne, der auf seinem Gut einen köstlichen Marmorbruch von schönem, milchweissem Marmor gefunden hätte, und weil er sich nun nicht die Mühe nehmen möchte, oder es nicht erwarten könnte, ihn zu brechen, und in grossen Stücken auf die Ebene herabzuführen, und dann zu behauen, und zu glätten, und Götter und Helden, und Wohnungen für Götter daraus zu machen, käm' er mit Brecheisen und Hammer, schlüge Alles kurz und klein zusammen, und brächt's uns schubkarrenweise angefahren. Das Gleichniss ist, wie Ihr seht, aus Goethens Hirnkasten und passt, wie alle seine Gleichnisse, nur gar zu wohl."

Die Fortsetzung der Allwillpapiere erschien im Juli im „Deutschen Merkur" (T. M. 76, 3, S. 57—71).

Wenn Goethe auch dem Freunde nicht schrieb, so hatte er doch ein lobendes Wort für dessen Allwillspapiere, welches

Wieland Jacobi mittheilte. Wieland schreibt an Jacobi 14. Juli (J. a. B. I, 243): „Für alles Uebrige habe Dank im Namen aller guten Menschen, besonders für das herrliche Ideal, wozu dir dein Weib, die Göttin, gesessen hat, und für alles Herrliche, was du da zum ersten Male, seitdem man schreibt, von der ehelichen Liebe der braven Weiber gesagt hast. Alles das ist eigentlich Wort Gottes, wie's Goethe nennt; und also soll auch Gott die Ehre davon haben, und nicht Du. —" Jacobi empfand es schmerzlich, dass ihm Goethe nicht direkt Etwas über seine Arbeit schrieb. So klagt er 21. Juli 76 (J. a. B. I, 22) Wieland: „Das schöne Lob, das Du dem Rest meines Briefes ertheilst, hat mich unendlich gefreut. Ausser meinem Hause bist Du der Einzige, von dem ich ein Urtheil über meine Arbeiten erfahre; ich lebe hier, als wenn ich gar nicht zu Deutschland gehörte." Von Goethe ist zwischen beiden gar nicht die Rede mehr.

Allwill's Papiere wurden allgemein Goethe zugeschrieben. Das scheint auch Lavater gethan zu haben, an den Goethe 16. Sept. die einfache, etwas kühle Notiz schreibt: „Allwill's Briefe sind von Fritz Jacobi, nicht von mir."

Im Dezember desselben Jahres erschienen im Merkur die letzten Allwillpapiere, darunter jener heftige Brief Luzien's über die Genies, durch welchen sich Goethe gewiss nicht angenehm berührt fühlte.

1777.

Er blieb stumm. Wieland schreibt an Jacobi 22. Jan. 77 (Z. I, 17): „Was Goethe zu den drei letzten Briefen gesagt hat? — Nichts! — "

Vielleicht hätte eine persönliche Begegnung die alten Freunde wieder einander genähert. Jacobi wollte seine beiden Söhne, die er dann einige Jahre zu Claudius gab, zuerst dem Dessauer Philanthropin übergeben. Damit hätte er eine Reise nach Weimar verknüpft. Und er muss diesen Plan Goethe

mitgetheilt haben. In diese Zeit nämlich gehört, wie Düntzer richtig ermittelt hat (siehe „Freundesbilder", S. 51, Anm.), das von Hirzel unrichtigerweise in das Jahr 1778 gesetzte Billet Goethe's an Lavater (G. a. L., S. 13): „Der Jacobi's Portraits sind angelangt, ich schick sie Dir aber nicht, sie sind abscheulich, Fritz grüsst Dich sehnlich, und wird Dir von hier aus schreiben." Der Plan kam aber nicht zur Ausführung; Wieland widerrieth Jacobi das Dessauer Philanthropin (Wieland an Jacobi, 12. Febr. 77, J. a. B. I, 257) und Jacobi blieb zu Hause. Goethe lässt nur durch Johanna Fahlmer, an welche er nach Frankfurt wegen der dortigen Verhältnisse öfter schreibt, hie und da noch grüssen. So am 21. Febr. 77 (G. a. J. F., S. 118). Auch Jacobi's zweiter Roman „Woldemar", dessen Anfang im Merkur, Mai 77 unter dem Titel „Freundschaft und Liebe" erschien, veranlasste Goethe zu keiner Aeusserung. Ende des Jahres verlobt sich Georg Schlosser mit Johanna Fahlmer, diese zeigt ihre Verlobung Goethe an, und er antwortet ihr Nov. 77 (G. a. J. F., S. 24): „Ich bin sehr verändert, das fühl ich am meisten, wenn eine sonst bekannte Stimme zu mir spricht, ich eine sonst bekannte Hand sehe." — „Lebe wohl, grüsse Schlosser und sag was Leidliches Fritzen, ich bin gar stumm."

1779.

Und wirklich jetzt herrscht ein altum silentium, bis im August des Jahres 1779 Goethe die bekannte Verspottung von Jacobi's „Woldemar" in Ettersburg aufführt und ihm Jacobi den 15. Sept. 79 einen ergreifenden Brief schreibt, in welchem er gleichsam seine Freundschaft mit Goethe zu Grabe legt. Die Sache ist bekannt, und ich gebe nur die hiehergehörigen Briefstellen an. Sophie la Roche fragt Merck über die Ettersburger Geschichte 12. Sept. 1779 (Wagner a, 131). Wieland schreibt darüber an Merck 21. Sept. 79 (Wagner a, 179). Goethe besucht mit dem Herzog auf der Schweizerreise in Emmendingen Schlosser's, Frau Schlosser stellt ihn wegen jener Verspottung zur Rede und schreibt darüber an Jacobi 31. Oct. 79

(G. u. J., S. 57). Woldemar wurde damals auch, wie mehrere andere Dichtungen, mit Bildern u. s. w. als Parodie gedruckt und in Hofkreisen verbreitet. Siehe Herzogin Amalia von Sachsen an Merck, 4. Nov. 79 (Wagner a, 189) und Hettner, Literaturgesch. III, Abthl. I, S. 319. Bei Jacobi wurde die Ettersburger Geschichte der äussere Anlass, dass er sich in seiner Freundschaft zu Goethe betrogen fühlte, und in der Bitterkeit, die ihn in Folge dessen überkam, hat er einige masslose Aeusserungen über Goethe fallen lassen; so in einem Briefe an Forster vom 13. Nov. 79 (Z. I, 21) und in einem Briefe an Heinse vom 24. Okt. 80 (Z. I, 39). Goethe dagegen sah die Sache gar nicht so schlimm an, liess Jacobi durch Forster freundlich grüssen, sehwur in Emmendingen darauf, Jacobi hätte es gewiss nicht übel genommen, wenn er selbst dabei gewesen, und als im Jahre 81 Lavater nach der Sache frug, schrieb Goethe, die Sache sei eine Albernheit, die man am besten ignorire, „der leichtsinnig trunkene Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind Dir in mir wohlbekannt und die nicht schonenden, launigen Momente voriger Zeit weisst Du auch."

Für die Geschichte dieser Freundschaft, die also hiermit ihren vorläufigen Abschluss gefunden hat, ist der rührende Brief Jacobi's vom 15. Sept. wichtig. Er erzählt offen und schmucklos, wie diese Freundschaft, die Jacobi's höchste Seligkeit und ihm eine unumstössliche Gewissheit war, nach und nach zerbröckelte. Diese einfachen Zeilen lassen erkennen, was vom Jahre 74 bis 79 in Jacobi vorgegangen ist, von jenen Julitagen des Jahres 74, in deren Erinnerung noch die beiden Greise Goethe und Jacobi jugendlich schwelgten, durch die Tage des Zweifels, der Kälte und Gleichgiltigkeit hindurch bis zum offenen Bruche und einer durch die grosse Enttäuschung sogar ungerecht gewordenen Stimmung.

Jacobi erinnert sich der Zeit, wo er im Gegensatz zu fast Jedermann für Goethe eingetreten und die Autorschaft Goethe's

am „Prometheus“, ohne Goethe zu fragen, für „unmöglich“ erklärt hatte.

„Hätte mir zu jener Zeit ein solches Gerücht wie das jetzige zu Ohren kommen können, angespieen hätte ich den, der es geglaubt hätte. Aber seit jenen sind viel andere Tage gekommen. Ich brauche Dir Dein Verhalten gegen mich nicht zu erzählen. Du weisst, was ich erwarten konnte, erwarten musste, und was alles nicht geschehen ist.“

Und zum Schluss: „Aber mein Brief ist ohne das schon viel zu lang, und Du hast ihn, ehe Du an diese Stelle kommst, wol schon vor Ekel unter den Tisch geworfen. Schwerlich wirst Du Lust haben, darauf zu antworten, und so wird Dein Stillschweigen nach verflossenen drei Wochen mir Antwort genug sein.“

Und Goethe schwieg. Ihm fehlte zur Freundschaft jenes Gefühl einer ausdauernden Treue, welches die bleibenden Freundschaften besiegelt; und so fehlt auch seinem reichen Leben eine Freundschaft, wie die war, welche Schiller mit Körner bis zum Tode verband, und wie die zwischen Goethe und Jacobi hätte werden können.

Als Goethe im Jahre 1782 die Freundschaft mit Jacobi wieder anknüpft, da thut er dem Freunde seiner Jugend ein Geständniss, wie aus diesem stolzen Munde wol kein zweites gekommen ist.

Er schreibt am 2. Okt. 1782: „Lieber Fritz! Lass mich Dich noch einmal und, wenn Du dann willst, zum letzten Male so nennen, damit wir wenigstens in Frieden scheiden.“ — — — „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man denn freilich mit Wunden an die Zeit, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt, und in leichtsinnigem Uebermuthe die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist.“

Damit ist die Freundschaft wiederhergestellt. Die weiteren Schicksale derselben gehören nicht hieher.

II. Entstehung des Romans;

die verschiedenen Ausgaben.

Goethe erzählt in „Wahrheit und Dichtung", dass er Jacobi in jenen Tagen ihrer neugeschlossenen Freundschaft aufgefordert habe, sich schriftstellerisch zu versuchen. „Wir waren beide", sagt er (Bd. 26, S. 290), „von der lebendigsten Hoffnung gemeinsamer Wirkung belebt, dringend forderte ich ihn auf, Alles, was sich in ihm rege und bewege, in irgend einer Form kräftig darzustellen. Es war das Mittel, wodurch ich mich aus so vielen Verirrungen herausgerissen hatte, ich hoffte, es solle auch ihm zusagen. Er säumte nicht, es mit Muth zu ergreifen, und wieviel Gutes, Schönes, Herzerfreuendes hat er nicht geleistet!" Auch noch brieflich muntert Goethe seinen Freund zu eigenen Schöpfungen auf und zwar im Gegensatz zu der bis jetzt blos spekulativen Richtung Jacobi's (G. u. J. 21. Aug. 74, S. 37). Auf diese Briefstelle beruft sich Jacobi in den Widmungsworten seines „Woldemar" (J. W. V, S. X). In dem Briefe Jacobi's an Goethe, 26. Aug. 74, wird lebhaft ein von den Düsseldorfer Freunden in der freien Natur zugebrachter Tag geschildert. Da heisst es (wol von Heinse's — Rost's — Hand): „Frjtz schreibt an seinem Roman." Am Schlusse des Briefes (G. u. J., S. 37) schreibt Jacobi: „Ich selbst habe in Deinem Namen den Plan zu einem Romane in Briefen entworfen und wirklich auszuarbeiten angefangen." Die Frage, in welcher Zeit die einzelnen Briefe des Romans entstanden sind, ist nicht mehr genau zu beantworten, und wir müssen uns an die Zeit der Publikationen halten. Vergl. übrigens Jacobi's

Brief an Charles Truemann (Graf D' Angiviller), 11. Okt. 96, J. a. B. II, 238—243.

September 75 erschienen die ersten Briefe in der Zeitschrift Iris (= Ir.), Bd. 4, S. 193—236.

Wieder abgedruckt wurden diese Briefe und vermehrt im Deutschen Merkur (= T. M.) und zwar in folgenden drei Abtheilungen: 1776, April (T. M. 76, 2. Stück, S. 14—75), dann 76, Juli (T. M. 76, 3. St., S. 57—71), zum Schluss 76, Dezember (T. M. 76, 4. St., S. 229—262).

Zusammengedruckt erschienen diese Briefe zuerst 1781 in den vermischten Schriften von Friedrich Heinrich Jacobi. I. Theil. Breslau bey Löwe. 1781 (= V. Sch.), S. 143—268, unter dem Titel: „Eduard Allwill's Papiere." (Ein Abdruck dieses ersten Bandes der vermischten Schriften steht in: Sammlung der besten deutschen Schriftsteller und Dichter, 118. Theil. Jacobi, vermischte Schriften [mit Allerhöchst-gnädigst kayserlichem Privilegio], Karlsruhe bey Christian Gottlieb Schmieder, 1783. „Eduard Allwill's Papiere" stehen S. 149—268).

Eine neue vermehrte Ausgabe erschien 1792: Eduard Allwill's Briefsammlung, herausgegeben von Friedrich Heinrich Jacobi mit einer Zugabe von eigenen Briefen. I. Bd. Königsberg bey Friedrich Nicolovius, 1792. 323 Seiten (= Asg. [92]). Einen Abdruck dieser Ausgabe, Leipzig 1826. 8., führt Goedeke (Grundriss, S. 657) an; ich selbst habe denselben nicht gesehen.

Schliesslich erschien 1812 Allwill noch zu Lebzeiten Jacobi's in den gesammelten Werken: Friedrich Heinrich Jacobi's Werke. I. Bd. Leipzig, bey Gerhard Fleischer d. Jüng., 1812. „Allwill's Briefsammlung" steht S. 1—226, die „Zugabe. An Erhard O x x " S. 227—253.

Noch besitze ich einen Abdruck, wahrscheinlich Nachdruck, dieses ersten Bandes von Jacobi's gesammelten Werken aus dem Jahre 1817. „Friedrich Heinrich Jacobi's Eduard Allwill's Briefsammlung mit einer Zugabe von einigen Briefen. Neueste

Ausgabe. Wien, 1817. Im Verlage bey Leopold Grund"; 336 Seiten, klein Oktav.

Für uns kommt blos Ir., T. M., V. Sch., Asg. [92] und J. W. I in Betracht. Die drei angeführten Abdrucke sind als solche von keinem Werth.

Es soll im Folgenden das Verhältniss der verschiedenen Ausgaben zu einander in's Auge gefasst und jede wichtige Abweichung des Textes angemerkt werden; diejenigen Stellen, bei denen blos unbedeutende Veränderungen oder Umstellungen eintreten, bleiben unberücksichtigt. Solche Stellen anzumerken, wäre Aufgabe einer kritischen Ausgabe des Romans.

Im Uebrigen wird die Ausgabe von 1812, d. h. die Ausgabe in den gesammelten Werken, zu Grunde gelegt. Um Raum zu ersparen, werden ganze Briefe oder längere Partien, die in der Ausgabe 1812 fehlen, und ebenso solche Stellen, welche im Laufe der folgenden Untersuchung vollständig angeführt werden, hier nur durch Anfang und Schluss angemerkt.

Die Ausgaben zerfallen ihrer Verwandtschaft nach in zwei Klassen. Zu der einen gehören: Ir, T. M., V. Sch.; zu der anderen: Asg. [92] und J. W. I. Die Ersteren sind kürzer, die Letzteren länger.

In J. W. I stehen 21 numerirte Briefe (I—XXI), welche in den verschiedenen Ausgaben folgendermassen vertreten sind:

Ir. 1. 2. — 4. 5. 6.

T. M. 1. 2. — 4. 5. 6. 7. 8. 9. — 12. — 14 — 20. 21.

V. Sch. 1. 2. — 4. 5. 6. — 8. 9. — 12. — 14 — 20. 21.

Asg. [92] und J. W. I haben alle 21 Briefe. T. M. hat noch zwischen Brief 7 und 8 einen später gestrichenen Brief (= Brief 7/8).

Statt „Allwill's Briefsammlung" (J. W. I, 1) steht Ir., Bd. 4, S. 193; T. M. 76, 2., 14; V. Sch. S. 143 „Eduard Allwill's Papiere." Asg. [92] stimmt mit J. W. I überein.

Ir., Bd. 4, S. 193, steht das Motto: „Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist Du nicht aus meinem Herzen gewichen, Alles belebende Liebe! die Du mit der Wahr-

heit wohnst, ob sie gleich sagen, Du seyst lichtscheu und entfliehend in Nebel."

Aus einer alten Handschrift.

Ebenso T. M. 76, 2, 14, V. Sch. steht statt „Aus einer alten Handschrift" der Name „Goethe."

Die Stelle ist aus Goethe's „dritte Wallfahrt nach Erwin von Steinbach's Grab."

Asg. [92] hat statt dieses Motto's andere. Auf dem Tittelblatte steht:

„Tel est l'effet de la vérité: on la repousse, mais en la repoussant on la voit et elle pénètre."

Garat le jeune.

Auf der Rückseite des Titelblattes steht:

„Though all things foul would wear the brows of grace
Yet grace must slill look so."

Macbeth, Act. IV, Sc. 3.

Und darunter:

„Wenn auch alle bösen Dinge die Gestalt des Guten annähmen, so muss doch das Gute immer diese Gestalt behalten."

Esch. Uebers.

(= Eschenburg's Uebersetzung, Zürich, 1775—83).

S. XXVII steht folgendes Citat aus Kant:

„Die Natur in ihren schönen Formen spricht figürlich zu uns, und die Auslegungsgabe ihrer Chiffernschrift ist uns im moralischen Gefühl verliehen. — — — Schon der blosse Reiz in Farben und Tönen nimmt gleichsam eine Sprache an, die einen höheren Sinn zu enthalten scheint und die Natur näher zu uns führt."

Kant (Cr. D. Uk., S. 168, 170).

S. XXVIII steht noch Folgendes:

„Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben! . . .
Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiss es, sie sind ewig, denn sie sind."

Goethe's Tasso, Akt II, Sc. 2.

Darunter:

„Ὁ Ολυμπος ηυλει, Μαρσυου λεγω, τουτου διδαξαντος. τα ουν εκεινου εαν τε αγαθος αυλητης αυλῃ, εαν τε φαυλη αυλητρις, μονα κατεχεσθαι ποιει, και δηλοι τους των θεων τε και τελετων δεομενους, δια το θεια ειναι.“

Plato in Conviv. Ed. Bip. X, p. 257.

Diese Stelle wird Asg. [92], S. 321, so übersetzt: „Was Olympos spielte, nenne ich Stücke des Marsyas; denn dieser war sein Lehrer. Daher jenes Stücke ein guter Flötenspieler oder eine schlechte Flötenspielerin spielen mag; weil sie göttlich sind, so setzen sie für sich allein in Begeisterung und offenbaren, wem Götter und Religion Bedürfniss sind.“

J. W. I hat von allen diesen Citaten blos das aus Goethe's Tasso.

Den Inhalt der verschiedenen Vorreden berühren wir nicht näher.

Ir. hat ein kürzeres Vorwort unter der Aufschrift: „An den Herausgeber der Iris“ (Ir., Bd. 4, 193—194). Statt dessen giebt T. M. einen längeren „Vorbericht“ (T. M. 76, 2, 14—16). V. Sch. spricht sich in dem Vorwort zum ganzen Bande (V. Sch. 4—6) über Allwill aus. Von diesen Vorreden hat Asg. [92] und J. W. I gar Nichts, sondern beide Ausgaben enthalten zuerst eine Widmung „An den Herrn Geheimen Rath Schlosser in Carlsruhe“ (Asg. [92], 2. u. 3. Blatt; J. W. I, S. VII) und dann eine lange „Vorrede“ (Asg. [92], S. VII—XXV; J. W. I, S. IX—XVI).

Vor J. W. I, S. XIV: „Soviel zur inneren Wahrscheinlichkeit“ steht (Asg. [92], S. XX: „Der zweyte Band, welcher schon auf Johanni erschienen wäre, wenn nicht kluge Männer anders gerathen hätten, enthält die Epoche von Clerdon's Abwesenheit, die man in diesem ersten angekündigt findet.“

J. W. I endlich hat noch eine „Nachschrift im Jenner 1812“ (J. W. I, S. XVI).

Vor J. W. I, 4: „Es hatte Sylli geahndet“ hat T. M. einen

Abschnitt: „Sylli's liebster Gespiele“ — „sich verwandeln mag, empor“ (T. M. 76, 2, 16—17). V. Sch. hat ebenfalls den ersten Satz davon bis: „reinen Einklang in einander“ (V. Sch. 164).

J. W. I, 4: „Es hatte Sylli geahndet, dass August auf vielerlei Weise sie unglücklich machen würde; aber das Grosse und Herrliche in dem jungen Manne riss sie hin“ fehlt in Ir.

Vor J. W. I, 5: „Amalia, deren gleich“ steht T. M. 76, 2, 18 und V. Sch. 148: „Der sonderbare Gemüthszustand — begriffen werden.“

Nach Schluss der Einleitung J. W. I, 5 hat T. M. 76, 2, 18 noch Folgendes: „Der Besitzer von Allwill's Papieren glaubte, es sey gar nicht thunlich, sie in ihrer eigenen Gestalt dem Publico vorzulegen; die kleinen Details müssten ausgemerzt, der Gesichtskreis erweitert und das Ganze zur allgemeinen Brauchbarkeit umgearbeitet werden. Dawider führe ich ihm folgende Worte aus Lavater an: „„Wer Alles sehen will, sieht Nichts; wer Alles thun will, thut Nichts; wer mit Allen redet, redet mit Keinem. Siehe Eins, und du siehst Alles; thue Eins, und du thust Alles; rede mit Einem allein, und du redest mit Unzähligen.““ Ich glaube in Schaftesbury etwas Aehnliches gelesen zu haben; und daneben ist die Sache an und für sich wahr.

Geschrieben, 22. Febr. 76. F.“

Nach J. W. I, 8: „Sanft von dannen zu scheiden“ hat Ir. 4, 199 ff. Anmkg.: „Man sieht leicht, dass dieses nicht von dem vernünftigen, zur rechten Zeit angebrachten Zuspruche gilt, welcher den Sterbenden mit der Hoffnung eines besseren Lebens wahrhaft tröstet. Der Herausgeber.“

Brief III steht nur J. W. I, 13—15.

Nach J. W. I, 18: „Todtengerippe gab“ steht Ir. 4, S. 209 und T. M. 76, 2, 27: „Dann raschelt's mir von Neuem unter der Haut, und ich fühle die grinsende Furcht sich in meinem Busen regen.“

Nach J. W. I, 23 unten: „Lebensbalsam zu sein scheint“

steht Ir. 4, S. 215; T. M. 76, 2, 31; V. Sch. 164: „Und dann — ein wenig besser als Kinder, sind wir — Mann und Weib, Jüngling und Braut, doch noch allemal."

J. W. I, 27—28: „Diese Punkte — Durcheinander von Mensch ist er noch immer" = Ir. 4, 219—220; T. M. 76, 2, 34; V. Sch. 168—169: „Was hier weiter — einer der interessantesten Gegenstände."

Nach J. W. I, 28: „Und ihn die Zeche überall bezahlen liess" heisst es von Allwill Ir. 4, 221; T. M. 76, 2, 36; V. Sch. S. 172: „Ein grösserer Held in der Freundschaft und Liebe, und verliebt bis zur Raserei war er schon in seinem neunten Jahre."

J. W. I, 32: „Wenn Du willst, so komme ich nächstens — Pietist geworden" steht anders und ausführlicher Ir. 4, 226—227; T. M. 76, 2, 39; V. Schr. 174—175.

Vor J. W. I, 33: „Die Waldbegebenheit wird dich freuen" steht Ir. 4, 227; T. M. 76, 2, 40; V. Sch. 175: „Der gute Allwill glaubt, schon geliebt zu haben. Aber dennoch, wie viel Wahres liegt nicht in seinem leichtfertigen Geschwätz!"

J. W. I, 35: „Lieber, ich habe Nichts dagegen — zu grossen Lärm davon" — Ir. 4, 230; T. M. 76, 2, 42; V. Sch. 177—178; Asg. [92], S. 38.

Zu J. W. I, 37: „Und so arg ich lermte — verschlingen sehen" steht Ir. 4, 232 die Anmerkung: „Die amerikanischen Wilden glauben, wenn Sonn' oder Mond verfinstert werden, ein Drache wolle sie verschlingen; und suchen denselben durch allerlei Getöse wegzubannen. Der Herausgeber."

J. W. I, 40: „Graf Batuff stand — heimkarrigen müssen" steht anders und kürzer Ir. 4, 235; T. M. 76, 2, 46; V. Sch. 182.

J. W. I, 41: „Aber ich fuhr fort — für dies Mal" steht kürzer T. M. 76, 2, 46; V. Sch. 183.

J. W. I, 42: „Dem guten Clerdon war es gar nicht darum zu thun; aber Du weisst, wie er sich beschwatzen lässt" steht ausführlicher T. M. 76, 2, 47.

Vor J. W. I, 44: „Da kommen meine drei Aeltesten“ steht T. M. 76, 2, 49 eine längere Stelle: „Ich bin so ruhig, so froh — mit lachender Laune wiederkommen.“

Nach J. W. I, 45 oben: „Seine Bildung täglich einnehmender“ steht T. M. 76, 2, 50 unten: „Er hat nicht mehr die hohlen Backen, noch die abgestümpften Haare, sondern ein rundes Gesicht mit hübschen Locken eingefasst und ist gepudert obendrein.“

J. W. I, 46: „Aber Du magst es glauben — immer beschönigen“ steht T. M. 76, 2, 52 kürzer und anders.

J. W. I, 46: „Ohne Gutsel soll der Knabe — von Clerdon's Herzen mitbekommen“ steht anders T. M. 76, 2, 53.

J. W. I, 48: „Gewiss, Sylli, er wird ordentlich — Himmel möchten nur vergehen“ steht ausführlicher T. M. 76, 2, 53.

Nach J. W. I, 50: „Wenn Dank hier Platz fände“ steht T. M. 76, 2, 55: „Von der endlichen Auskunft — schreibe ich nächstens.“

Vor J. W. I, 51: „Während ich dies schrieb“ steht T. M. 76, 2, 56 eine grössere Stelle: „Liebe Sylli, wer hätte gedacht — eine Viertelstunde lang“

Vor J. W. I, 51 unten: „Wie das lacht“ steht eine kleine Stelle T. M. 76, 2, 57.

Zwischen Brief 7 und 8 steht T. M. 76, 2, 58—65 ein Brief (Br. 7/8): Lenore von Waldberg an Sylli Heinfeld 12. März. Es ist darin hauptsächlich von Clerdon's Verdiensten und der grossen Verehrung, die er geniesst, die Rede. Wir werden sehen, warum Jacobi den Brief nicht wieder drucken liess. Der darauf folgende Brief T. M. 76, 2, 65—67: „Nachschreiben von Klärchen“ ist J. W. I der 14. Brief. Der Schluss J. W. 111: „Was ich beinahe vergessen — Gnade für Leonore“ fehlt T. M. und V. Sch.; steht aber Asg. [92], S. 395—96.

J. W. I, 52 unten: „Clerdon stand noch — durch die Stille“ steht ausführlicher T. M. 76, 2, 68; V. Sch. 187: „Clerdon stand noch — und alle deine Gaben und dich selbst.“

J. W. I, 53 oben: „Keiner von uns wird — Auge aufgethan“ ist weiter ausgeführt T. M. 76, 2, 68; V. Schr. 188.

Am Ende des Briefes (J. W. I, 58) steht T. M. 76, 2, 74 eine längere Note von Jacobi.

J. W. I, 63: „Muss ich doch Luzien — gewiss noch diese Woche“ fehlt T. M. und V. Sch., steht aber Asg. [92], S. 73.

J. W. I, 63, 64: „Dass ich immer eine oder die andere Prinzessin — macht kein Aufsehen“ steht anders T. M. 76, 3, 61 und V. Sch. 199—200: „Dass ich immer — du begreifst.“

Am Schluss des Briefes J. W. I, 75 hat T. M. 76, 3, 71 und V. Sch. 211—212 eine kleine Nachschrift: „N. S. Grüsse Luzie — vergessen können.“

J. W. I, 99: („Willkührlich zu handeln“) „Ein furchtbarer Charakter — zu eigen macht“ steht ausgeführter T. M. 76, 4, 232; V. Sch. 218: „Man brauche nur einmal — als zufällig nehmen.“

Nach J. W. I, 107: Zuweilen gar das grosse Wort führen“ folgt Asg. [92], S. 126—130 ein längerer Abschnitt: „Gestern über dem Nachtessen — sage mir, liebe Sylli.“ Es werden zwei Anekdoten darin erzählt.

J. W. I, 133 Anmerkg.: „Ein Fragment von anderthalb Bogen, voll Lücken, von Johann Georg Hamann“ = Asg. [92], S. 163: „Ein Fragment von anderthalb Bogen, voller Lücken. Aber so wie es ist, soll es dem Publikum mit andern Fragmenten einst mitgetheilt werden.“

J. W. I, 147: „Unzuverlässig den Vernünftlern, den Weisen aber sicher und gewiss“ = Asg. [92], S. 179, 180: „Unzuverlässig den Rohen, den Weisen aber sicher und gewiss.“ Dabei steht eine längere philologische Note.

Vor J. W. I, 186: „Nur ein Presswerk“ steht T. M. 76, 4, 236; V. Sch. 225; Asg. [92], S. 229: „Es ist die hohlste Idee von der Welt, dass die blosse Vernunft die Basis unserer Handlungen sein könne. Das Ding Vernunft, woher hat es sein Wesen? Ist es mehr als helleres Bewusstsein, durch

zartere Sinnlichkeit hervorgebracht? In seinem ganzen Umfange genommen und zu einem besonderen Dinge abstrahirt, mehr als System unserer Empfindungen und Neigungen? Am Ende ist es doch allein die Empfindung, das Herz, was uns bewegt, uns bestimmt, Leben giebt und That, Richtung und Kraft.“ Jacobi hat diesen Satz später gestrichen, nachdem er dem Begriff Vernunft in der Entwickelung seiner Philosophie eine ganz bestimmte Bedeutung gegeben hatte.

Nach J. W. I, 189 Mitte: „ihr muthig zu folgen Tugend“ steht T. M. 76, 4, 238; V. Sch. 228, 229 noch: „So ward mir Eigenheit — Vorschriften zuwiderhandelte.“

Vor J. W. I, 192 unten: „Es wehet durch alle“ steht T. M. 76, 4, 240; V. Sch. 233: „Dass ich gestern den Himmel an den Kuss eines Mädchens wagte? — Armer Tropf! Du hast weder einen Kuss, noch die Freuden des Himmels gekostet: Himmel und Ewigkeit sind schon lebendiger in meiner Seele, als sie vorher waren: ich that wohl! und siehe, so sind alle meine Thaten gut oder ihre Folge wird's.“

Nach J. W. I, 193 unten: „Und ein gutes Gewissen“ hat T. M. 76, 4, 241 folgende Note: „Wenn ich nur einen von diesen sachtsinnigen Herren angetroffen hätte, der nicht unerträgliche Seiten an sich gehabt, der nur halb soviel Nutzen gestiftet, halb soviel Freuden um sich verbreitet, und Alles um ihn herum nicht zwey Mal geschoren hätte, als unser einer; ich wollte nie ein Wort mehr von der Sache reden (Randglosse von Allwill's eigener Hand).“

Nach J. W. I, 202 Mitte: „Alles — und nie Etwas“ steht T. M. 76, 4, 246; V. Sch. 203, 40: „Verdammter zwiefacher Mensch! Unschuldiges, himmelaufsteigendes Blut Abels und mörderischer, flüchtiger Cain. Ja! — Aber auch gezeichnet mit dem Finger Gottes, dass kein Mensch Hand an ihn zu legen wagt.“

J. W. I, 202: „Lassen sie mich, Eduard — auf folgende Weise ergoss“ steht ausführlicher T. M. 76, 4, 247; V. Sch. 243:

„Lassen Sie mich, Eduard, Sie sind ein unbehagliches Geschöpf: Wer Theil an Ihnen nimmt, hat ein bitteres Leben, Alles machen sie ihm sauer, das Reden sogar und selbst das Denken. Ferne sey demnach von mir, dass ich Ihre lange Epistel Punkt für Punkt beantworte, nur beyfügen ein Wörtchen will ich hie und da — vorerst sollen Sie eine Stelle aus einem Briefe von Eduard Allwill lesen, den er an unseren D** schrieb, als dieser bei einer sicheren Gelegenheit seinen Racheeifer zu besänftigen und ihn zu mehrerer Nachsicht zu überreden suchte.“

J. W. I, 213: „Sie verglichen — gern belachte ich“ steht ausgeführter T. M. 76, 4, 254; V. Sch. 255: „Sie verglichen — belachte gern mit Ihnen.“

J. W. I, 216: „Ich kann Ihnen alle — entbehrlichem zu reden“ steht etwas Anderes T. M. 76, 4, 256; V. Sch. 217: „Unter allen Formen — klarer Unsinn.“

J. W. I, 225: „O, so komm' doch — erfahren lernen“ steht etwas Anderes T. M. 76, 4, 261; V. Sch. 267: „So komm' denn doch — allein von Dir nehmen will.“

Statt J. W. I, 225: „Eduard, ich hätte Alles geduldet, Alles entbehrt um Deinetwillen“ steht T. M. 76, 4, 261; V. Sch. 267—268: „Ich merkte bald meinen Irrthum, aber das trennte mich nicht von Dir; was schadete das meiner Liebe, dass Du mich nicht ebenso lieben konntest? Blos für Dein Bild in meiner Seele hätte ich den Himmel gelassen.“

J. W. I, 225: „Aber es kam eine Stunde — Dich nie zu lassen“ steht kürzer T. M. 76, 4, 261—262; V. Sch. 268: „Aber es kam eine Stunde, da fühlte ich, dass ich wol einst würde aufhören müssen, Dich zu lieben, da floh ich, da suchte ich, von mir zu retten, was noch zu retten wäre.“ Die beiden Citate J. W. I, 226 fehlen T. M. u. V. Sch.

III. Die Composition des Romans und die Urtheile über denselben.

Der Roman besteht aus 21 Briefen, denen eine kurze Notiz über die die Briefe schreibenden Personen vorhergeht.

Sylli, aus einer alten Familie stammend, ist August Clerdon's Wittwe und 28 Jahre alt; August Clerdon's Bruder Heinrich ist Regierungsrath in C., Amalia seine Frau. Lenore und Klärchen sind Sylli's leibliche Cousinen. Von der Zusammengehörigkeit dieser Personen heisst es (J. W. I, 5): „Alle diese Personen hatten, in verschiedenen Zeiten, viele Jahre neben und mit einander zugebracht, und liebten, und betrachteten sich durch ihre äusseren, noch weit mehr aber durch innere Verhältnisse auf das Engste verbunden, als Geschwister."

Jacobi hat, wie Goethe für den Werther, die Briefform gewählt. Und wirklich ist diese Form der Darstellung immer noch die beste, wenn es sich um die Darlegung innerer Seelenzustände und subjektiver Empfindungen handelt. Freilich haftet dieser Form der grosse Fehler an, dass wir immer nur die Ereignisse aus zweiter Hand erfahren, und daher der Lebhaftigkeit der Darstellung Abbruch gethan wird. Bei Jacobi mochte noch in die Wagschaale fallen, dass er die Briefform ganz in seiner Gewalt hatte und durch Abfassung unzähliger Briefe in dieser Art der Darstellung, wie Freund und Feind anerkannte, Meister geworden war.

Ich gebe kurz eine Uebersicht über die einzelnen Briefe.

I. Sylli an Clerdon. Sylli ergeht sich in Klagen über die Gleichgültigkeit, mit der die Menschen unter einander verkehren.

(J. W. I, 8): „Du mit den vielen Namen, das die Menschen Alle zu einander zerrt, durch einander schlinget; was bist Du? Quell und Strom und Meer der Gesellschaft; woher? und wohin? . . . "

II. Sylli an Clerdon. Naturschilderung.

III. Clerdon an Sylli. Clerdon harmonirt mit Sylli in schwermüthiger Stimmung, sein inniges Verhältniss zu Sylli.

IV. Sylli an Clerdon. Sie giebt Clerdon Rechenschaft über ihre resignirte Weltansicht, wie sie verzweifelt an dauernder Liebe. Der Gang im Krahne als Bild menschlichen Thuns und Seins. „Jede Sonne bringt unsterbliche Liebe, unsterbliche Freundschaft auf die Welt; wer nur nicht wüsste, dass auch mit jedem Tage ein Abend kommt, und was dreymal geschehen wird, ehe der Hahn krähet."

V. Clerdon an Sylli. Naturschilderung; Bericht über Allwill und seine Jugend.

VI. Beilage zu Clerdon's Briefe. Eduard an Clerdon. Seine Ansicht über Liebe und Weiber; sein Abenteuer mit dem Bauer im Walde.

VII. Amalia an Sylli. Ueber ihre Knaben, ihren Mann und ihr häusliches Leben. „Nun, das heisst von Buben geschwatzt."

VIII. Clärchen an Sylli. Clärchen, Clerdon und Lenoren's innige Freundschaft zu Sylli.

IX. Eduard Allwill an Clemens von Wallberg. Ueber Freundschaft; gegen die nüchterne Verständigkeit; seine Liebesgeschichte mit Nannchen; sein Verkehr in Clerdon's Hause und die Entdeckung, die er darin gemacht hat.

X. Demselben. Allwill's Verhältniss zu Luzie.

XI. Amalia an Sylli. Amalia über „eheliche Liebe"; die Kindesliebe; über Allwill.

XII. Sylli an Lenore und Clärchen. Ueber Allwill und seine Liebe zu Luzie.

XIII. Lenore an Sylli. Sie erzählt die Art, wie Cläre und Clerdon mit einander disputiren.

XIV. Beilage zu Lenoren's Briefe (von Clärchen). Frühlingsahnung; Sonnenuntergang.

XV. Cläre an Sylli. Philosophischer Inhalt; Erkenntnisstheoretischer Disput zwischen Cläre, Clerdon und Allwill; Allwill führt den Inhalt des Gespräches weiter; Citate aus Hamann.

XVI. Allwill an Cläre. Allwill's Uebersetzungen aus Plato's Theages und Lysis; ein Selbstgespräch von Allwill.

XVII. Sylli an Clerdon. Gegen Clerdon's Rath, sie solle sich, so gut sie könne, zusammenraffen.

XVIII. Sylli an Amalia. Montaigne; ihre Einsamkeit. „Sieh, die Nahrung, die ich mir so hie und da hole — mein Herz, das da draussen etwas, wie von Liebe und Freundschaft, seinem eigensten Wesen, ergreift; es ergreift's ohne Macht und Gewalt, es zu dem seinigen zu machen; es kann es nicht vereinigen mit seinem Wesen; es gedeiht ihm nicht."

XIX. Sylli an Amalia. Ueber schlichte und wackere Menschenart; die Familie Waldbeck; Mutterliebe; über die Menschengattung der Allwille.

XX. Eduard Allwill an Luzie. Allwill's Lebensansichten; das Programm des Genies in Bezug auf Lebensführung.

XXI. Luzie an Eduard Allwill. Die Verurtheilung der Moral und Lebensführung der Allwille.

Man sieht schon aus diesen kurzen Ueberschriften, dass der Mangel an Ereignissen und die Schilderung tiefempfundener Stimmungen, die sich kaum zu geschlossenen, abstrakten Deduktionen gestalten, das Charakteristische dieses Romanes ist. Es würde zu weit führen, Jacobi's wunderbare Prosa eingehend zu würdigen: sie hat von Gegnern sowohl, als von Freunden Jacobi'scher Schriften hohes Lob geerntet. Vergl. z. B. Friedrich Schlegel (Recension von Jacobi's „Woldemar" in „Charakteristiken und Kritiken" von A. W. und F. Schlegel, Bd. I, S. 37): „Jacobi's echt-prosaischer Ausdruck aber ist nicht blos schön,

sondern genialisch; lebendig, geistreich, kühn und doch sicher, wie der Lessing'sche; durch einen geschickten Gebrauch der eigenthümlichen Worte und Wendungen aus der Kunstsprache des Umgangs, durch sparsame Anspielungen auf die eigentliche Dichterwelt ebenso urban wie dieser, aber seelenvoller und zarter." Vergl. auch ebendas. S. 38: „Jacobi's genialischer Ausdruck kann fragmentarisch erscheinen etc."

Die Urtheile.

Das zum Theil zustimmende Urtheil Goethe's über den Anfang der Allwillpapiere, welches indirekt durch Wieland zur Kenntniss Jacobi's gelangte, haben wir schon vernommen. Ueber die späteren Allwillpapiere schwieg er bekanntlich vollständig. Julian Schmidt hat Recht, wenn er dieses tiefe Schweigen als einen tiefen Groll auffasst (Julian Schmidt, Geschichte des geistigen Lebens etc., Bd. 2, S. 674). Wer je bei Lebzeiten in einer Dichtung das Modell für einen Helden abgeben muss und also sein eigenes mit fremdem Wesen vermischt vor sich sieht und aus der Dichtung lobende und tadelnde Worte über sich heraushört, mag empfinden, was Goethe darunter verstand, wenn er an Jacobi schreibt: „Ich bin selbst davon recht eigentlich angegriffen worden." Als nehmlich später Jacobi dem wiedergewonnenen Freunde die neue Ausgabe (1792) des Allwill schickte, schrieb Goethe, 15. Juni 92 (G. u. J., S. 135): „Dass Dir Dein Allwill bei neuer Durchsicht zu schaffen gemacht, glaube ich gern. Ich bin selbst davon recht eigentlich angegriffen worden. Es ist eine sonderbare Jugend in dem Ganzen, und das Indefinite der Composition und der Ausführung giebt einen grossen Ring," Friedrich Leopold Stolberg ahnte Goethe's Stimmung, als er 13. April 92 aus Neapel an Jacobi schrieb (Z. I, 163): „Wie wahr schrieb Dir aber Wieland, dass Allwill Goethe sei! Ich begreife nicht, wie Goethe Dir das verzeihen kann."

Wieland errieth beim ersten Lesen der Allwillpapiere in

der Iris den Verfasser nicht, er schwankte zwischen Goethe und Georg Jacobi. Wieland an Jacobi, 2. Nov. 75 (J. a. B. I, 225): „Schier hätte ich sie für wirkliche Originale genommen. Aber doch war Alles, däuchte mich, zu idealisch, um wirklich individuell zu sein. Meine vis divinatoria schwebte wie ein Wagzünglein zwischen Goethe und Georg Jacobi, und doch fühlte ich, dass weder Goethe, noch Georg Verfasser sein könnte."

Auch Lavater, wie wir gesehen haben, und viele Andere riethen auf Goethe. Jacobi an Frau la Roche, 19. April 77 (J. a. B. I, S. 259): „Sie irren, meine Freundin, wenn Sie glauben, dass ich Goethe nachahme. Dass man in ganz Deutschland meine neuesten Produktionen Goethe zugeschrieben hat, kommt blos daher, dass man auf niemand anders zu rathen wusste."

Wieland war voller Freude und Lob. Wieland an Jacobi, 2. Nov. 75 (J. a. B. I, 226): „Dem sei, wie ihm wolle, die Briefe sind herrlich und — wollte Gott, Sie könnten deren viele Tausende schreiben; hätten, wie ich jetzt, dem es zu Nichts mehr hilft, sonst Nichts zu thun, als zu schreiben etc. — Schreiben Sie, schreiben Sie und ich will mit Freuden Nichts mehr thun, als lesen. Nie habe ich mein eigenes Nichts stärker gefühlt, als bei diesen Briefen."

Uebrigens findet Wieland alsbald hinter den Romanfiguren wirkliche Verhältnisse. Wieland an Jacobi, 10. März 76 (J. a. B. I, 242): „Was für eine herrliche Existenz ist die Deinige mitten unter all' diesen guten und edlen Geschöpfen, die Dein Leben zu einem Drama von der interessantesten Art machen? Wo hat jemals ein Dichter solchen Stoff gehabt? etc." Vergl. auch Wieland an Jacobi, 14. Juli 76 (J. a. B. I, 243). Vergl. ferner Wieland's lobende Worte über Allwill an Merck, 13. Mai 76 (Wagner, b, S. 64).

Der vorsichtige Herausgeber des Merkur stiess auf einige freisinnige Stellen „über den Dienst grosser Herren", welche er zu unserem Bedauern gestrichen hat, und die somit für uns verloren sind. Vergl. Wieland an Jacobi, 14. Juli 76 (J. a. B. I, 243).

Ein weiteres Lob Wieland's steht, Wieland an Jacobi, 22. Jenner 77 (Z. I, 18): „Für den stärksten Beifall aller Leser, die nur einigermassen einer solchen Lektüre, wie Deine Allwillspapiere, gewachsen sind, bin ich Dir gut. Alles, was man daran aussetzt, ist, dass Du zu verschwenderisch mit Deinem herrlichen Stoffe seyest. Dein Werk verhält sich gegen die Arbeit von uns Anderen, wie englisches Silberzeug gegen französisches. Die Leute hätten's gern leichter an Gewicht und mehr Façon."

Dass aber der schwankende Wieland an andere Leute, als an den Verfasser, anders schrieb, zeigt sein Brief an Merck, 24. Juli 76 (Wagner, b, 72): „Im nächsten Julius wird ein abermaliges Allwillspapier Ihre Galle gewaltig rege machen. Es sind Rodomantaden darin, die wirklich nicht zum Dulden sind. S'ist mir eingefallen, ob man nicht irgend einen supponirten Leser an Herrn Eduard Allwill über diesen Brief schreiben, und ihm im Namen der ehrsamen Welt, die nicht die Ehre hat, zu seinem auserwählten Club zu gehören, einige demüthige Zweifel über eine und andere von seinen Gasconaden, besonders seinen Ausfall auf die Philosophen vortragen zu lassen. Aber am Ende dürft' ich's in dem Verhältniss, worin ich mit ihm stehe, doch nicht drucken lassen, und was hülf's also. Ich kann das ewige Verachten Anderer und Hadern mit Anderen und Vergleichungen zum Vortheil des Einen und Nachtheil des Andern auch an Ihrem Götzen Herder nicht leiden."

Merck scheint ihn aufgehetzt und eine Parodie oder etwas derartiges über Allwill an Wieland (wol zuerst an Goethe) geschickt zu haben. Siehe Wieland an Merck, 31. Mai 76 (Wagner, b, 71): „Von Allwill ein andermal. Ihr geht gottlos mit ihm um, und das ist nicht fein! Es bleibt aber Alles unter uns."

Jacobi muss darüber Etwas erfahren haben und wurde so erbittert, dass er den Allwill liegen liess. So hätten wir es Merck zu danken oder vielmehr ihn verantwortlich zu machen dafür, dass der Roman Allwill's Briefsammlung ein Torso ge-

blieben ist. Siehe (Deutscher Merkur) T. M. 77, 1, 154 den Aufsatz: Briefe des Königs von Preussen an D'Alembert. Dieser Aufsatz ist von Jacobi (siehe J. a. B. I, 225), und derselbe schreibt darin über Allwill: „Sie wissen, wie ernstlich ich Sie bat, mir im Jenner und Februar (gemeint sind die Hefte des Deutschen Merkurs) Raum genug zu lassen, und nie hätte ich die letzten Briefe hergegeben, wenn ich mir nur von weitem hätte vorstellen können, dass ich mit der Folge würde säumen müssen. Eh' ich jene hergab, schloss ich ein ziemliches Bündel Briefe, die vor jenen zu stehen gehörten, aus Aerger über voreiliges Gewäsche, das mir den Rhein herunter war in die Ohren gezischelt worden, wieder in mein Pult; nun hat mich das Schicksal noch viel Schlimmerem ausgesetzt. Man kann's nicht verhindern, die Mephistophelesse und die Dummköpfe müssen ihr Gutes hiernieden empfangen; sie müssen wohl einmal ihre Freude haben." (Dass mit Mephistopheles Merck gemeint ist, zeigt Z. I, 22, Anmerkg.)

Sonst liessen sich die verschiedensten Stimmen hören. Die allgemeine deutsche Bibliothek schreibt (Anhang zum 25.—36. Bd. der allg. d. Bibl., Abtheil. 6, S. 3426): „Was aber die guten Leserinnen mit dem unnatürlichen bombastischen Zeuge, genannt: „Allwill's Papiere" (da es auch im Deutschen Merkur steht, wie mehrere Stücke sich in beiden finden), machen sollten, werden sie ohne Zweifel so wenig gewusst haben, als wir. Dieser Krafftton sticht gar sonderbar mit dem übrigen weichlichen Wesen der sanften Iris ab."

Hamann, mit dem seit 1782 Jacobi einen Briefwechsel unterhielt, las Allwill's Papiere im Merkur mit so viel Antheil, dass er recht sehr wünschte, den Verfasser davon zu wissen (J. W. I, 359). Ueber Allwill schreibt er an Jacobi (J. W. I, 361): „Fast scheint mir dieser Lieblingsheld zu derjenigen Klasse von Wesen zu gehören, welche eine unbeschränkte Unabhängigkeit der rohen Natur gerne mit den Ergötzlichkeiten des geselligen Lebens verbinden möchte."

Ein uns Unbekannter (D. R.) schrieb an Jacobi einen längeren Brief (J. W. I, 351) über Allwill, worin er sich zwar freut, dass in Luzien's Briefe das Gegengift gegen die vorher angepriesene Herrschaft der Leidenschaften gegeben sei, aber er findet das Gift doch zu stark, zu feurig zugerichtet und fürchtet, dieses Gift möge den leichtesten Eingang in die jugendlichen Herzen, die schon so sehr danach gestimmt sind, gewinnen. „Also, ihr feurigen Köpfe oder Herzen, hütet euch doch, den verhangenen Zügel so zu empfehlen; man kommt doch ungleich schneller vom Fleck, auch wol zum Ziele, wenn man nicht stürzt."

Lessing hatte aufmunternde Worte der Anerkennung für Allwill. Vergl. Jacobi an Lavater, 10. Okt. 81 (J. a. B. I, 334): „Hier der erste Theil meiner vermischten Schriften. In dem Gespräch habe ich ansehnliche Veränderungen gemacht. In Allwill's Papieren — ausser dass ich zwei Briefe ganz ausgestrichen habe — wenig, aus einer Art von Religiosität. In diesen Blättern ist Etwas, dem ich mehr als mir selbst glaube. Etwas Aehnliches fühlte Lessing dabei, und liess mich kurz vor seinem Tode, als er schon blind war, noch ermahnen, Nichts daran zu bessern." Vergl. auch Jacobi an Elise Reimarus, 15. März 81 (J. a. B. I, 317), und an Sophie la Roche, 17. Aug. 81 (Z. I, 46).

Herder dagegen übte sich mit Goethe im Schweigen. Vergl. Wieland an Jacobi, 22. Jenner 77 (Z. I, 18): Auch Herder sagt Nichts von Allwill's Papieren. Als ich ihn einst fragte, entschuldigte er sich damit, er hätte sie noch nicht gelesen.

Friedrich Leopold Stolberg fand, wie wir schon sahen, in den Romangestalten ebenfalls wirkliche Personen. Er schreibt an Jacobi, 13. April 92 (Z. I, 162—163): „Amalia ist ein Engel in weiblicher Bildung, ein so reiner und edler Engel, wie sie auch wirklich nur in weiblicher Bildung hienieden erscheinen. Clerdon ist mir so lieb, aber so lieb, dass er mir immer in Deiner Gestalt vor Augen leibt und lebt. Wie wahr schrieb

Dir aber Wieland, dass Allwill Goethe sey! Ich begreife nicht, wie Goethe Dir das verzeihen kann! Ich sehe ihn, wie Dich, im Clerdon. Der letzte Brief von Sylli an Amalia ist mir auch unaussprechlich lieb.“ — „Aber die Metaphysik, in welche das böse Clärchen uns so ganz unvermerkt, mit einer Miene von stumpfnäselnder Truglosigkeit hineinverwickelte, gab uns etwas Grimm.“

Auch im Schiller-Körner'schen Briefwechsel wird Allwill besprochen. Schiller an Körner, 10. Juni 92 (Br. zw. Sch. u. K., II, 316): „Man sagt mir hier viel Gutes von Allwill's Papieren, die neu herausgekommen sind. — Sieh' doch nach, ob Etwas daran ist.“ Körner hat den Roman gelesen und giebt sein ausführliches Urtheil (Br. zw. Sch. u. K. II, 320 ff.). Er hält denselben für „ein merkwürdiges Produkt eines vorzüglichen Kopfes.“ „Einzelne Briefe, besonders der von Luzie an Allwill, verrathen eine Meisterhand. Andere sind vernachlässigt oder überspannt. Ueberhaupt fehlt dem ganzen Werk ein gewisses Gepräge der Vollendung“ ..... „An Kunsttalent fehlt es ihm nicht, seine Amalia ist brav geschildert. Auch Sylli hat feine und geistvolle Züge. Mir ist sie durch ihr weinerliches Wesen ermüdend. Allwill ist oft zu sehr das gewöhnliche Ideal des Kraftgenies. Clärchen ist eine Art von Wagestück, ein Geist von männlicher Ausbildung ohne Nachtheil der Weiblichkeit. Aber Luzie hat besonders eine eigene Erhabenheit, durch Grazie möglichst gemildert“.....

Jean Paul verdankte die Anregung zu seinem „Titan“ dem Romane Allwill. Siehe Jean Paul an Jacobi, 3. Aug. 1802 (J. a. B. II, 314): „Die Stelle im Allwill, wo Du von poetischer Auflösung in lauter unmoralischer Atonie (Gesetzesfeindschaft) durch lauter Reflexion sprichst, gab mir die erste Idee des Titan's; du konntest nicht nur einen Roquairol dichten, sondern hast es schon gethan.“ (Die betreffende Stelle im Allwill ist J. W. I, 178).

Jacobi's eigene Aeusserungen über die ihm bekannten Ur-

theile gehen, abgesehen von Wiederholungen des in den Vorreden Gesagten, nach zwei Seiten:

1. giebt er zwar zu, wirkliche Personen, z. B. seine Frau, als Modelle für die Gemälde des Romanes verwendet zu haben, protestirt aber entschieden gegen die Annahme, als habe er diese Personen portraitiren wollen. Jacobi an Sophie la Roche, 18. März 76 (J. a. B. I, 237): „Warum ich Sie bitte — dass Sie ja ohne Deutung lesen mögen, denn Sie würden dabei ganz gewiss irre gehen und sich nur stören. — — Zum Portraitmalen habe ich überhaupt nicht das mindeste Geschick, ich müsste denn im höchsten Grade verliebt sein, wo man alle Muskeln und Nerven der Geliebten sich dermassen anorganisirt, dass man ihre Regungen stärker als die eigenen fühlt. Aber; lieber Gott, was ist weniger Portrait, als eben diese Malerei."

Jacobi an Wieland, 26. April 76 (J. a. B. I, 238): „Rost [Heinse] hat mir bange gemacht, es könnte hier in der Gegend etwa einen albernen Menschen geben, der, wenn er erführe, dass ich den Allwill geschrieben, auf den Gedanken geriethe, ich schilderte meine Familie; oder einen boshaften, der sich bemühte, es wahrscheinlich zu machen. Der Argwohn, dass ich Clerdon sein wollte, und mich selbst so sähe, wie jenen Amalia und die Wallberg, ist eine Sache, bei deren blosser Vorstellung mir der kalte Schweiss ausbricht."

Jacobi an Wieland, 21. Juli 76 (J. a. B. I, 244): „Freilich hat Betty zu meinem Ideal gesessen; so eigentlich gesessen, dass ich sie ein Paar Mal dazu an meinen Schreibtisch geholt. Uebrigens aber protestire ich gegen alle weitere Application, sowohl im Vergangenen, als Zukünftigen. Ein Maler kann nach seiner eigenen Gestalt einen Alexander malen, so dass ihm das Bild sehr ähnlich ist bis auf einige veränderte Züge, die gerade diejenigen sind, die das Bild zum Alexander machen; ebenso nach seiner Tochter oder Frau, von mittelmässiger Schönheit, eine Phryne oder — das hässlichste Weibsbild. Ebensoviel Dichtung, und noch mehr, ist bei Schilderung der Situationen

möglich, oder schleicht sich ein, wissentlich oder unwissentlich.“

2. Hebt Jacobi mit Nachdruck den Brief Luzien's gegen Allwill als seine eigene Ueberzeugung hervor. Jacobi an Georg Forster, 25. Okt. 79 (J. a. B. I, 292): „Grüssen Sie Lichtenbergen von mir und sagen Sie ihm, ob ihm ahnde, dass er mir gut sein könne. Wenn er mich etwa der Empfindelei (das Wort Empfindsamkeit mag ich nicht verhunzen helfen, mag kein Schwärmer, weder pro noch contra, weder für die Wärme noch für die Kälte, seyn) oder der Geniesucht im Verdacht haben sollte, so lesen Sie ihm nur Luziens Brief aus dem Dezember des Merkurs 76 vor.“

Am Entschiedensten weisst Jacobi den ihm von D. R. gemachten Vorwurf zurück, als ob er selbst auf Seiten der Allwille stehe. (Siehe Jacobi's Antwort, 23. Okt. 81 = J. W. I, 352-358 —). „Mir däucht, man braucht nur den Eingang von Luzien's Brief gelesen zu haben, um sich des Beifalls, den man Allwill's Zügellosigkeit gegeben haben möchte, zu schämen. Und nach diesem Eingang, wie wird Allwill nicht verfolgt auf jedem Irrwege; wie mörderlich und siegend! Machen Sie die Probe an jungen Leuten, die nur Seele genug haben, um beide Briefe zu fassen; geben Sie ihnen das Buch in die Hand und merken Sie genau auf die Wirkung. Wenn diese nur ein Mal unter hunderten anders ist, als ich behaupte, so will ich Alles gethan haben, so will ich selbst kommen und mich als schuldig darstellen.“ Ueberhaupt verdient dieser ganze Brief genaue Beachtung.

Wie sich die Sachen wirklich verhalten, sollen die nächsten Abschnitte zeigen.

IV. Allwill, Goethe, Jacobi und die Briefstellen.

Allwill's Briefsammlung soll ein darstellendes Werk sein; es soll, wie auch Woldemar, der deshalb „eine Seltenheit aus der Naturgeschichte“ [1]) genannt wird, „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen stellen“ [2]). Als Gegenstand der Darstellung wählt Jacobi die damals vielfach beobachtete Erscheinung eines sogenannten Genies. Und wie Andere, künstlerisch begabt, das künstlerische, z. B. dichterische Genie darstellen, so stellt Jacobi, für die Beobachtung sittlicher Erscheinungen ungemein befähigt, das moralische Genie dar. Er zeigt dasselbe nach allen Seiten, in allen möglichen Beleuchtungen: für sich selbst sprechend und sein Leben in eigenen Worten und Thaten offenbarend; im Lichte der beurtheilenden Umgebung, die theils entzückt, theils verdammend den genialen Menschen schildert. Solche Gestalten schafft man nicht aus der Luft; man muss selbst Ansätze zu solchem Wesen in sich haben, und man muss andere Menschen, congenial auffassend, zum Modell nehmen. Hier sind alle Aeusserungen treffend, die Goethe über seinen Werther in den gleichzeitigen Briefen thut. Es sind „fremde Leidenschaften, aufgeflickt und ausgeführt“ [3]); es ist ein „unschuldiges Gemisch von Wahrheit und Lüge“ [4]). Den Werther

1) Woldemar, Eine Seltenheit aus der Naturgeschichte, Erster Band, 1779.

2) J. W. I, XII.

3) Goethe an Kestner, 74, in „Goethe und Werther“, S. 206.

4) Dass., S. 223.

nennt er „einen Freund, der viel Aehnliches mit ihm habe“ [5]). „Adieu“, schreibt er an Lotte und Kestner, „ihr Menschen, die ich so liebe, dass ich auch der träumenden Darstellung des Unglücks unseres Freundes die Fülle meiner Liebe borgen und anpassen musste“ [6]).

Wie Werther Goethe zugleich und Jerusalem ist, und doch weder ganz Goethe, noch ganz Jerusalem, wie in Lotte's Verhältniss zu Werther und Albert sich die Beziehung Lotte Buff's zu Goethe, Jerusalem's zu der Frau des pfälzischen Sekretärs H. und frankfurter Beziehungen Goethe's wundersam verschlingen und unter einander mischen, ebenso haben zum Bilde des Helden Eduard Allwill Jacobi's eigene Natur, die Erscheinung des von Jacobi leidenschaftlich erfassten Goethe und manche Geniemänner jener Tage ihre Farben, reine und unreine, glänzende und dunkle, leihen müssen. Hier geben uns die reichen Briefschätze jener Tage manchen willkommenen Aufschluss, und eine noch neuerdings von hervorragender Seite [7]) gewünschte Untersuchung der hierherbezüglichen Briefstellen darf hier angestellt werden.

Zunächst sollen die gleichzeitigen Briefstellen dahin untersucht werden, in wie weit (und auf welche Weise) die schon öfter ausgesprochene Thatsache sich bewahrheitet, dass eine Reihe unverkennbarer Züge des Helden Allwill dem Eindrucke entsprungen sind, den Goethe's Person und Wesen auf Jacobi machte.

Sodann wird durch eine Reihe anderer Briefstellen gezeigt werden, was und wie viel der Held Allwill vom eigensten Wesen

---

5) Dass., S. 211.

6) Dass., S. 208.

7) „Eine eigene Untersuchung wird zeigen können, welche Anwendung Jacobi von Aeusserungen Goethe's, von Urtheilen seiner selbst und seiner Umgebung über Goethe bei dem Entwurf der Allwillfigur gemacht hat.“

Carl Weinhold, Friedr. Heinr. Jacobi.

Preuss. Jahrb., B. 24, S. 653.

Jacobi's an und in sich hat. Dadurch ist die Annahme, als ob Allwill lediglich ein Portrait Goethe's sei oder sein solle, zu widerlegen oder auf ihr richtiges Mass zurückzuführen.

Schon das Alter des Helden Allwill deutet, wenn man näher zusieht, auf Goethe hin.

Wie Clerdon schreibt, (J. W. I, 27; fehlt in T. M.) soll Allwill noch nicht 24 Jahre (nach dem T. M. 76, 2, 34 sogar erst 22) Jahre alt sein. Diese Angabe wird im XI. Br. von Amalia widerlegt, und als das durch eine Urkunde beglaubigte Alter angegeben 25 Jahre 3 Monate und 7 Tage (J. W. I, 92). Goethe wurde am 28. Aug. 74 25 Jahre alt; es scheint sehr wahrscheinlich, dass Jacobi mit dieser genauen Bestimmung etwas Besonderes ausdrücken wollte. Jacobi hat, wie wir sahen, schon im August 74 den Roman nicht blos angefangen, sondern ausgearbeitet; ich glaube nun, dass Jacobi den Br. XI zum Theil am 4. Dez. 74 verfasst hat, denn an diesem Tage war Goethe 25 Jahre 3 Monate 7 Tage. Diese genaue Angabe war keine Profanation, denn erstens steht dieser XI. Br., wie gezeigt worden, noch nicht im deutschen Merkur, und zudem hat er das Datum 20. März. (Die Briefe sind alle, mit Ausnahme der zwei letzten undatirten, aus dem März datirt, nicht weil sie im März geschrieben wurden, sondern weil Jacobi den Frühling für die Zeit der Romanbriefe wählte). Dass der Brief, weil er nicht im deutschen Merkur steht, trotzdem mit den anderen zugleich verfasst sein kann, ist auch schon oben klar gelegt worden.

Dass Clerdon immer Allwill für jünger nimmt, als er ist (J. W. I, 92), hängt vielleicht mit dem Altersunterschiede zwischen Goethe und Jacobi zusammen. Jacobi, 25. Jan. 1743 geboren, war 6 Jahre und 8 Monate älter als Goethe, also im Juli 74 schon 31 Jahre alt und Goethe noch nicht 25. Wahrscheinlich neckte Jacobi seinen jungen Freund, an dem er trotz seiner reiferen Jahre so bewundernd hing, indem er ihn noch jünger machte, als er wirklich war.

Vor Allem macht Allwill, wie Goethe, auf jeden, der ihn kennen lernt, den Eindruck einer unbegreiflichen Persönlichkeit.

So schreibt Clerdon an Sylli (J. W. I, 27) von Allwill: „Seitdem du ihn sahest, hat er sich sehr ausgebildet, aber ein unbegreifliches Durcheinander von Mensch ist er noch immer.“ Vergl. T. M. 76, 4, S. 232 (V. Sch., S. 218): „Man brauche nur einmal ihn gesehen zu haben, um dies lebendig wie eigenes Daseyn zu fühlen.“

Dazu halte man die Worte Jacobi's an Wieland vom 27. Aug. 74 (J. a. B. I, 177): „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen, noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses ausserordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben.“ — — — Und nachher in demselben Briefe: „Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, dass er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt.“

Allwill und Goethe sind „Besessene.“

Sylli über Allwill (Br. XII, auch im T. M., J. W. I, 99): „Clemens nennt ihn einen besessenen, dem es fast in keinem Falle gestattet sey, willkührlich zu handeln.“

Jacobi an Wieland, 27. Aug. 74 (J. a. B. I, 179): „Goethe ist, nach Heinse's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Fusssohle; ein Besessener, füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkührlich zu handeln.“

Allwill ist ein „Zauberer.“

Sylli an Amalia über die Allwille im XIX. Briefe (J. W. I, 179, der Brief fehlt im T. M.): „Unter den Egoisten machen diese Zauberer eine eigne Klasse aus.“

Luzie an Allwill (Brief XXI, J. W. I, 200): „Was Sie für ein Zauberer sind!“

Denselben Ausdruck finden wir in Jacobi's Kreise von Goethe gebraucht. So schreibt Helene Jacobi an die Gräfin Sophie

Stolberg nach Goethe's Besuch in Pempelfort (1792) über Goethe (Z. II, 169): „Er ist und bleibt der wahre Zauberer, und auch Sie werden ihn lieben und bewundern."

Sieht man auf das Verhältniss Clerdon's zu Allwill in Rücksicht auf die Freundschaft Jacobi's zu Goethe, so tritt uns eine merkwürdige Stelle entgegen, die freilich dafür spricht, dass Jacobi sein Verhältniss zu Goethe in den Roman hereingezogen hat.

Nachdem Jacobi mit der Zeit, wie geschildert worden ist, in seiner leidenschaftlichen Freundschaft zu Goethe wankend geworden, und durch die Ettersburger Geschichte ein völliger Bruch eintrat, schrieb er 13. Nov. 79 (Z. I, 21) den Klagebrief an Georg Forster über Goethe's „schlechten Streich." Nach den schlimmen Worten: „Ich war schon lange mit ihm unzufrieden, und von jeher ist es mehr Leidenschaft, als Hochachtung und Freundschaft gewesen, was mich an ihn band" fährt Jacobi also fort: „Es scheint, je leichter wir alle Falten des menschlichen Herzens durchdringen, je fertiger sind wir auch, uns in jedem besonderen Falle zu täuschen. Wir erdichten Menschen, dass sie aussehen, als müssten sie irgendwo lebendig sein, und aus den wirklichen Menschen machen wir uns etwas, das sehr viel von einem blossen Hirngespinnste hat. Kein Wunder, da fast jeder Charakter von unendlichem Umfange ist. Da legt unsere Einbildungskraft uns gleich hundert Plane vor, aus denen wir denjenigen wählen, der uns am besten ansteht. Fällt aber die persönliche Beziehung weg, und wir tragen hernach blos unsere Beobachtungen zusammen, dann ist kein Mensch gewesen, der es besser gewusst hat, als wir."

Aus diesen Worten klingt ein so ächter, tiefer Klageton einer in ihrem Freundschaftsenthusiasmus getäuschten Seele, wie er nur eigenen Erlebnissen entspringen kann. Und seltsam: fast dieselben Worte spricht im Romane Sylli über Clerdon und sein Verhältniss zu Allwill, gleichsam eine Trennung Clerdon's und Allwill's vorhersagend.

Sylli hat im XIX. Briefe mit scharfen Worten über Allwill und diese Gattung Menschen geurtheilt, hat Clerdon's Frau gebeten, die Mädchen vor Allwill zu warnen. Jetzt kommt sie auf Clerdon zu sprechen, von dem sie weiss, wie sehr er an seinem jungen Freunde Allwill hängt. Sie schreibt (J. W. I, 180): „Und so mag Clerdon denn nur immer beschönigen. Wie er es mit diesem jungen Lieblinge treibt, hat er es von jeher mit allen Menschen getrieben, woran er einen etwas lebhaften Antheil nahm. Es scheint, dass je geschickter wir sind, alle Falten des menschlichen Herzens zu durchdringen, desto fertiger sind wir auch, uns in jedem einzelnen Falle zu täuschen. Wir erdichten Menschen, so, dass man glaubt, sie müssten irgendwo vorhanden sein; und wieder aus den wirklichen Menschen machen wir uns etwas, was sich nirgend findet. Bey dem grossen Umfange, den jede Art Charakter hat, geht das ohne Wunder zu. Unsere Einbildungskraft ist bereit, uns hundert Plane vorzulegen, um denjenigen herauszuwählen, nach welchem die Vorstellung sich am leichtesten und besten ausführen lässt, die der gegenwärtige Affekt sich wünscht. Verschwindet der Affekt, und wir übertragen nachher unsere gemachten Beobachtungen; dann ist kein Mensch, der es besser gewusst hätte, als wir, wenn es uns darum zu thun gewesen wäre."

Auf jeden Fall ist diese Stelle erst 1779 nach dem Bruche mit Goethe geschrieben worden, wahrscheinlich zuerst als individueller Erguss an Forster und dann in diesen XIX. Br. des Romans herübergenommen worden. Ob auch der ganze Brief erst aus dem Jahre 1779 stammt, ist möglich, aber nicht nachzuweisen.

Beiläufig ist zu erwähnen, dass Jacobi auch in seinen Woldemar eine Briefstelle über sein Verhältniss zu Goethe aufgenommen hat und zwar in seine Darstellung des Verhältnisses Woldemar's zu seiner brüderlichen Freundin Henriette.

J. W. V, 59: „Beyder (Woldemar's und Henrietten's) Einverständniss wurde von Tage zu Tage leiser und inniger. Das

schüchterne, bescheidene Mädchen, welches zu seinem eigensten Daseyn bisher nicht hatte gelangen können, erwarb es nun im fortgesetzten, vertraulichen Umgange mit einem erfahrnen, in sich schon bestimmten Freunde, der ihren besten Ideen und Empfindungen — den einsamen, verschlossenen — unüberwindliche Gewissheit verschaffte."

Damit vergl. Jacobi an Sophie la Roche, 10. Aug. 74 (J. a. B. I, 174): „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine ächte, eigenthümliche Fertigkeit erhalten, denn Goethen's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verschlossenen — unüberwindliche Gewissheit gegeben."

Für kundige Leser braucht es kaum der Bemerkung, wie thöricht es wäre, aus der Aehnlichkeit dieser beiden Stellen weitergehende Schlüsse für die Beurtheilung des Romanes Woldemar zu ziehen. Woldemar hat eigentlich gar Nichts von Goethe an sich, sondern enthält viel Jacobi'sche Ideen und Anschauungen, und dem Verhältniss Woldemar's zu Henriette liegt etwas ganz Anderes zu Grunde.

Schliesslich kann noch eine bekannte Briefstelle der Johanna Fahlmer, verh. Schlosser, mit dem Roman in Beziehung gesetzt werden. Sie schreibt an Jacobi, 31. Okt. 79 (G. u. J., S. 58): „Goethe kann gut und brav, auch gross sein, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu wirklich nicht gross genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen. Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden."

Sylli schreibt in Br. XII (J. W. I, 100; auch T. M.): „Das Glück, ein ganzes Herz zu besitzen — wie sollten sie (die Männer, besonders die Allwille) das schätzen können, da ihr Herz nie einen Augenblick ganz, nie ein Gefühl des Herzens bei ihnen lauter ist? Keine Wonne, nicht die höchste der

Menschheit, gilt ihnen so viel, dass sie dieselbe rein bewahrten. Keine Empfindung ist ihnen in dem Grade lieb, dass sie nicht durch ekelhafte Vermischungen sie trübten, ihr Bild entweihten."

Beide Briefstellen sind natürlich ganz unabhängig von einander, denn die letztere ist 1776 gedruckt, die erstere 1779 geschrieben. Aber ihre Aehnlichkeit ist auffallend. Man vergl. übrigens dazu noch Aeusserungen der Helene Jacobi über Goethe (an Ernestine Voss — 1815 —, Z. II, 171; an Frau Schlosser — 19. Aug. 1815 —, Z. II, 170; an Sophie Stolberg — 1792 —, Z. II, 160).

Das sind die Briefstellen, welche durch ihre Aehnlichkeit mit Stellen der Romanbriefe direkte Zeugnisse liefern für den Antheil, den Goethe an der Romanfigur Allwill hat. Sie beweisen, dass in mehreren Beziehungen Jacobi, wenn er Eduard Allwill schildert, an Goethe denkt. Wie hätte auch ein Schriftsteller, der sich vornimmt, die Gattung der Genies darzustellen, und der im innigsten Verkehr stand mit dem wahrsten und grössten Genie seiner Zeit, nicht direkte Züge demselben entlehnen sollen! Aber es ist ebenso zum Nachtheile des Menschen Goethe, als zum Schaden des Schriftstellers Jacobi, anzunehmen, in diesem Allwill sei Goethe genau abgezeichnet: dann würde man mit Recht Goethe eine mehr als bedenkliche Moral und Jacobi eine auffallende Armuth der Darstellung zuschreiben. Und jener Annahme, Allwill decke sich mit Goethe, stehen die folgenden Briefstellen entgegen, in denen Jacobi's eigenes Wesen in der Romanfigur Allwill nicht unbedeutend hervortritt. Es ist so schwer, in diesen Dingen die richtige Mitte zu halten und, wie Jacobi so treffend ausführt, sich vor dem Irrthume zu hüten, ein Gemälde, dem natürlich ein Modell zu Grunde liegt, mit einem getreuen Porträt — oder, wie man jetzt sagen würde, mit einer Photographie — auf gleiche Stufe zu stellen.

Schon in den Zügen, welche den Allwill in seiner Jugend-

entwickelung kennzeichnen sollen, liegt viel von Jacobi's eigener Jugend.

Von Allwill erzählt Clerdon in Br. V (nach T. M. 76, 2, 39; lautet verkürzt in J. W. I, 33: „wie er hierüber zu Ansichten gekommen — Pietist geworden" steht nur: „wie er im vierzehnten Jahre ein Pietist geworden"): „Wenn Sie wollen, so komme ich nächstens auf diese Materie zurück, und erzähle Ihnen von den Contrasten im kleinen Eduard, wie er bey aller seiner Unbändigkeit nicht wild, sondern nur still, zum vertraulichen Leben geneigt war, wie er bey seiner heftigen Begierde nach sinnlicher Lust, bey seiner Unbesonnenheit im Handeln, doch immer grübelte und mit ganzer Seele an unsichtbaren Gegenständen hing; wie er hierüber zu Ansichten gekommen, deren Grösse sein ganzes Wesen zerrüttete, ihn bis zur Ohnmacht drückte, so dass er, um den Anwandlungen davon zu entrinnen, sich oft die Hände blutig biss, oder gar sich die Treppe hinunter wälzte, wie er endlich im vierzehnten Jahr ein Pietist geworden etc."

Das ist der leibhaftige junge Jacobi, dessen Liebe zur Speculation schon in der Jugend eine wahre Leidenschaft war.

In der grossentheils von Jacobi selbst herrührenden Lebensbeschreibung desselben (J. a. B. I, VII—XXX) wird von der „Qual eines frühzeitigen Tiefsinnes" gesprochen und in Jacobi's Briefen über die Lehre Spinoza's heisst es (J. W. IV, Abth. 1, S. 48): „Ich ging noch im polnischen Rocke, als ich schon anfing, mich über Dinge einer andern Welt zu ängstigen. Mein kindischer Tiefsinn brachte mich im achten oder neunten Jahre zu gewissen sonderbaren — Ansichten (ich weiss es anders nicht zu nennen), die mir bis auf diese Stunde ankleben." Das Nähere über diesen Zustand und auch über den Zustand der Ohnmacht ist ausführlich in der dritten Beilage zu den Briefen über die Lehre des Spinoza gegeben (J. W. IV, Abth. 2, S. 67—73). Auch in Bezug auf frühe pietistische Neigungen passt jene Stelle über Allwill auf Jacobi. Von Jacobi heisst es in der er-

wähnten Lebensbeschreibung (J. a. B. I, IX): „Als er confirmirt war, schloss er sich einer frommen Gesellschaft an, die sich die Feinen nannte, und nahm eifrig Theil an ihren Versammlungen.“

Sehr wahrscheinlich strich Jacobi diese Stelle später, nachdem er seinen jugendlichen Tiefsinn öffentlich in den Briefen über Spinoza erzählt, um nicht für Allwill gehalten zu werden. Während Goethe's geistige Begabung sehr frühzeitig erkannt wurde, heisst es von Allwill (J. W. I, 28): „Für etwas schwach an Geist hielt man ihn, weil seine Kameraden ihn beständig überlisteten, ohne Mühe ihn zu allem beredeten, und ihn die Zeche überall bezahlen liessen.“ Das geht wieder auf Jacobi, der, wie die Lebensbeschreibung (J. a. B. I, VII) sagt, „sehr lange für minder begabt gehalten wurde, als sein um zwei Jahre älterer Bruder.“ Daselbst (S. VIII) ist auch von Jacobi's geringen Fortschritten im Unterricht die Rede.

Wenn Jacobi in der Vorrede zu Allwill vom Jahre 1792 von dem Herausgeber des Allwill, also von sich selbst, sagt: „Alle seine wichtigsten Ueberzeugungen beruhten auf unmittelbarer Anschauung“ (J. W. I, Vorrede XII), so passt hiezu die Stelle über Allwill, die im T. M. 76, 2, 34 steht, in den gesammelten Werken aber fehlt: „Nie habe ich eine solche Allgemeinheit des Gefühls gesehen und das in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren, wo sie nicht aus vielen Erfahrungen und Bemerkungen abgezogene, kalte, mangelhafte Erkenntniss, sondern nur unmittelbare Empfindung sein kann.“

Wichtiger ist eine andere im Roman und zugleich in Jacobi's Briefen sich vorfindende Aeusserung, durch welche bewiesen wird, dass der innerste Grund der Allwill-Natur und der Natur Jacobi's derselbe ist.

Allwill schreibt in Br. XX (J. W. I, 188): „O! ja wohl! und ich weiss das Alles; bin ja mehr als sonst ein Mensch gehütet worden, irgend zu wollen — was ich wollte; zu empfinden — was ich empfand; wurde früh genug mit Strenge ange-

wiesen, wie ich etwas schön und gut, und nur dies Etwas so empfinden müsse; gefüllt bis oben an mit erkünsteltem, erzwungenem Glauben; verwirrt in meinem ganzen Wesen durch gewaltsame Verknüpfung unzusammenhangender Begriffe; hingewiesen, hingestossen zu einer durchaus schiefen, ganz erlogenen Existenz." Vergl. auch Allwill J. W. I, 197, 198.

In demselben Sinne schreibt Jacobi an Goethe, 6. Nov. 74 (G. u. J., S. 44): „Ich existire itzt blos in dem Gedanken, bald zu Frankfurt zu seyn. Alsdann soll Dir, in dieser oder jener Stunde, erzählt werden, in was für Fesseln man mir von Kindsbeinen an Geist und Herz geschmiedet; wie man alles angewendet, meine Kräfte zu zerstreuen, meine Seele zu verbiegen."

Allwill fährt an der obigen Stelle (J. W. I, 189) fort: „Dennoch behielt wahres Leben in mir die Oberhand. Mich rettete mein eigen Herz. Darum will ich ferner ihm gehorchen, und mein Ohr nach seiner Stimme neigen. Diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehen, sei mir Weisheit, ihr muthig zu folgen, Tugend." Die Ausgabe T. M. 74, 4, S. 238 (V. Sch., S. 228 unten, 229 oben) hat noch beigefügt: „So ward mir Eigenheit, Freiheit — Fülle des Lebens; und wie viel köstlicher das als die Behaglichkeiten der Ruhe, der Sicherheit; als der Friede der Heiligen sogar. Noch mit jedem Tage wird der Glaube an mein Herz mächtiger in mir, dass ich wohl gar auf dringende Veranlassung des Moments meinen eigenen tief empfundenen Vorschriften zuwider handle."

Und Jacobi schreibt in dem ebenangeführten Briefe an Goethe also weiter: „Dennoch ward mir viel von meiner Beylage bewahrt, und darum weiss ich, an wen ich glaube. Der einzigen Stimme meines eignen Herzens horch' ich. Diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehen, ist mir Weisheit, ihr muthig zu folgen, Tugend. So bin ich frei; und wie viel köstlicher, als die Behaglichkeit der Ruhe, der Sicherheit, der Heiligkeit ist nicht die Wonne dieser Freiheit!"

Und fast ebenso klassisch und tieferlebt drückt Jacobi dieses

Grundthema der Sturm- und Drang-Melodie aus in dem Briefe an Wieland vom 13. Nov. 74 (J. a. B. I, 194): „Für Alles in der Welt, liebster Wieland, wollte ich das innige Gefühl, von eigner Kraft zu leben, zu dauern, zu wirken, das ich in mir habe, nicht missen: es lehrt mich glauben und trauen meinem eignen Herzen, macht mich frei; und wie viel köstlicher, als die Behaglichkeiten geliehener Ruhe, Sicherheit und Heiligkeit ist nicht die Wonne dieser Freiheit."

Diese Stellen, die aus der wahrsten Ueberzeugung Jacobi's fliessen, muss man betrachten, um den Roman Allwill begreifen zu können. Dann wird man erkennen, dass Jacobi seinen Allwill ebenso innerlich erlebt hat, wie Goethe seinen Werther, dass aber trotzdem die Immoralität Allwill's ebensowenig als die krankhafte Schwäche Werther's auf Rechnung ihrer Verfasser zu setzen sind.

Die Werther-Allwill-Natur konnte ihrem Wesen nach zu beiden genannten Abwegen führen, und deshalb haben beide Schriftsteller, Goethe und Jacobi, diese Abwege so gut gekannt; dass sie selbst auf diese Abwege nicht gerathen sind, davor rettete sie ihre bessere Kraft. So sagt Sokrates, nachdem man ihn gelobt, dass er keinen Fehler habe, er habe zu allen Fehlern die Anlage mehr, als andere, halte sie aber bezwungen.

Noch an anderen Stellen lässt sich die Verwandtschaft Allwill's und Jacobi's nachweisen.

Allwill schreibt in Br. XX an Luzie (J. W. I, 184): „Es liegt mir noch klar genug im Gedächtniss, wie ich ehmals, bei jeder merkwürdigen Sinnesänderung, mich nun endlich zur wahren Weisheit bekehrt, und den einzigen Weg zur Glückseligkeit betreten zu haben glaubte; dann vor Entsetzen und Scham vergehen wollte, dass ich vor nur so wenigen Tagen — oft vor nur so wenigen Stunden, noch ein so unbegreiflicher Thor hatte sein können, aber, o Tyrannei des Schicksals! bald darauf kam mein unbegreiflicher Thor wieder ganz stattlich als

der weiseste Mann an's Licht und schämte sich seines Vorfahrs nicht weniger, als dieser vor kurzem seiner sich geschämt hätte."

Ebenso schreibt Jacobi an Wieland, 27. Okt. 72 (J. a. B I, 79): „Es belustigt mich nicht wenig, wenn ich mich der Zeiten erinnere, wo ich bei einer jeden Sinnesänderung, die ich erfuhr, dachte, ich hätte einen grossen Schritt näher zur Weisheit gethan, und mich wunderte, wie ich wenige Tage, ja oft nur wenige Stunden vorher noch ein so grosser Thor sein konnte. Nachdem ich aber einige Male, abwechselnd, in dem, was mir Thorheit gedäucht hatte, wieder zum weisen Manne, und in dem, was mir Weisheit gedünkt hatte, wieder zum Thoren geworden war, da lernte ich die Sache besser einsehen."

Weiter schreibt Allwill an Luzie (J. W. I, 184): „Sie wissen, was die Ptolemäische Epicycloide für ein Ding ist (sonst kann Wallberg Sie daran erinnern): Auf-, Ab- und Durcheinander-Schwingungen ohne Ende; doch nur ein Mittelpunkt, und der Planet tritt immer wieder in die Grenze seines Zirkels zurück."

Aehnlich schreibt Jacobi nach Beurtheilung von Wieland's Agathon über sich als Kritiker und Leute seiner Art (J. a. B. I, 88): „Unser Leben gleicht einer Ptolemäischen Epicycloide; da sind Inclinationen und Declinationen ohne Ende, aber wir kommen immer wieder in die Peripherie unseres Zirkels zurück."

Schliesslich geht aus einer Stelle des Romans selbst hervor, dass Clerdon (in dem wir später deutlich Jacobi sehen werden) eine geistige Verwandtschaft mit Allwill hat.

Nachdem Sylli in Br. XIX die Allwillsnatur nach ihren schlimmen Seiten dargestellt und sich darüber aufgehalten hat, dass Clerdon so sehr an Allwill hänge, schliesst sie (J. W. I, 181) mit den Worten: „Uebel wird es mir bekommen, wenn Du Clerdon dies zu lesen gibst. Ich ergebe mich darein; und grüsse Du ihn nur von mir recht herzlich, den Papa Allwill." So

wird scherzhaft Clerdon als der älter und Hausvater gewordene Allwill hingestellt.

Das Resultat der Untersuchung ist also, dass Goethe zwar eine Reihe von Charakterzügen für Allwill hergeben musste, Allwill aber trotzdem als der typische Charakter für die ganze Gattung der Allwille gezeichnet ist.

Jacobi giebt richtig seinen eigenen Antheil an der Allwillfigur an in seiner schon erwähnten Antwort auf den Brief von D. R. (J. W. I, 353): „Dass ich den Charakter Allwill's so glänzend entworfen und Alles hineingelegt habe, was sich von löblichen Dingen damit reimen liess, das ist gewiss nicht zum Nachtheil der guten Sache geschehen. Um bei dieser seltsamen Gattung von Schwärmern einiges Gehör zu finden, muss man sich bezeigen als Einen aus ihrer Mitte, als Einen, der zu Allem, was sie hochschätzen, reichlich den Zeug hat, und der auch nicht zu zärtlich ist, um sogar Ottern in die Hand zu nehmen und mit eigenen Augen zu betrachten und mit eigener Seele zu schätzen in seinem eigenen Sein ein jedes Ding."

V. Allwill als „moralisches Genie."

In Allwill wird das Genie nicht in Bezug auf die Kunst, sondern in Bezug auf die Lebensführung und die moralische Welt dargestellt.

Gervinus sagt (4. Aufl., Bd. 4, S. 518) darüber: „Er (Jacobi) zeigte das moralische Genie, das hier in das schönste Licht gerückt war, von zwei Seiten, mit jener Unparteilichkeit, zu der ihn seine ganze Unentschiedenheit ausserordentlich befähigte, und auf die er selbst sich grosse Stücke einbildete. Als darstellendes Werk ist Allwill durchaus unbedeutend; Jacobi hat nicht einmal Anlage, sich raisonnirend verständlich zu machen, geschweige darstellend anschaulich zu werden. Ueberall sieht man zu sehr wirkliche Verhältnisse durch, und doch herrscht Reflexion vor. Als Abbild der Geniemänner aber, als eine fortlaufende Charakteristik der Fauste jener Zeiten, die Jacobi in diesem einen Individuum zeichnen will, sind diese Briefe um so interessanter, als ihm bei dieser Gestalt vielfach Goethe gesessen hat."

Gegen dieses im Ganzen das Richtige treffende Urtheil ist zweierlei einzuwenden; einmal möchte ich die auch von Gervinus anerkannte Unparteilichkeit der Jacobi'schen Darstellung nicht auf seine „Unentschiedenheit" zurückführen. Jacobi war lebhaft gegen die schlimmen Seiten jener Geniemänner eingenommen; er erkannte diese Fehler ebenso scharf wie die Gegner des genialen Treibens, wie z. B. Lichtenberg; aber zugleich fühlte er sich diesen genialen Naturen, ihrem echten Kerne nach, verwandt, konnte sich ganz in sie hineinleben und daher

mit gleich treffenden Worten das Pro und Contra schreiben. Mit demselben Rechte könnte man Goethe Unentschiedenheit vorwerfen, der den Tasso und Antonio geschaffen. Zweitens ist es doch zu viel gesagt, wenn man einem Manne von Jacobi's philosophischer Bedeutung vorwirft, er habe keine Anlage, sich raisonnirend verständlich zu machen; liest man Gervinus' Darstellung von Jacobi's philosophischen Verdiensten, so gewinnt es für mich den Anschein, dass der Mangel an philosophischem Raisonnement auf der andern Seite liegt. (Vergl. z. B. Gervinus 4, 513: „Wie er — Jacobi — denn weiterhin immer von einem System seiner Philosophie sprach, der doch nie nur eine systematische Abhandlung schreiben konnte etc.").

Die gewichtigen Stimmen, die sich im Romane gegen Allwill und dessen Moral verdammend vernehmen lassen, Sylli und Luzie, sollen am Schlusse des Abschnittes gehört werden. Zunächst suchen wir ein Bild der Allwille aus der im Roman zerstreut und in verschiedener Form gegebenen Darstellung zu gewinnen. Dabei soll auf die Verwandtschaft, die Allwill mit den Helden der Goetheischen Jugenddichtungen und mit dem jungen Goethe selbst hat, besondere Rücksicht genommen werden.

Wesen und Kern des moralischen Genies ist die Autonomie des Individuums, die Selbstherrlichkeit des Ich's, die Herrschaft des eigenen Herzens, dem man immer folgen, auf dessen Stimme man immer horchen soll.

So ruft Allwill am Ende seines Briefes an Luzie aus (J. W. I, 198): „O, schlage Du nur immer fort, mein Herz — muthig und frei; dich wird die Göttin der Liebe — es werden die Huldinnen alle dich beschirmen, denn du liessest alle — alle Freuden der Natur in dir lebendig werden; — vertrautest unumschränkt der allgütigen Natur — schenktest ihrem zartesten Lächeln jedesmal von Neuem dich ganz — strömtest hin in verdachtlosem Entzücken: lerntest, empfingest von ihr, zu geben und zu nehmen, wie sie selbst." Daselbst 189: „Jedes Wesen

erspriesst in seiner eigenen Natur: Wird nicht auch die schöne Seele aus ihrem Keim sich immer schöner bilden? Was ist zuverlässiger, als das Herz des edel Geborenen?“ (Diese Autonomie des Genies wird in Jacobi's Woldemar — J. W. V, 78 — noch bestimmter so ausgedrückt: „Durch das Genie giebt die Natur der Kunst die Regel, sowol der Kunst des Guten, als des Schönen. Beide sind freie Künste und schmiegen sich nicht unter Zunftgesetze; lassen sich durchaus nicht zum Handwerke erniedrigen und in den Dienst des Gewerbes bringen.“)

Dieser Stimme des eigenen Herzens folgen, heisst der Natur folgen, heisst eines Sinnes bleiben mit der Natur. Diese Geniemänner athmen die freie Luft der Lehren Rousseau's. Jacobi hat in Genf mit Freunden Rousseau's unmittelbar verkehrt (J. a. B. I, Lebensnachricht X). Er erkundigt sich auch noch von Düsseldorf aus angelegentlich nach demselben (Le Sage an Jacobi, 18. Okt. 63 [J. a. B. I, 9]: „Le vif interêt, que vous prenez à tout ce pui concerne notre fameux excitoyen etc.“ und J. a. B. I, 11 schreibt Le Sage an Jacobi: „Nous n'avons point actuellement de papiers intéressans concernant votre cher Rousseau.“) Und in Betreff Goethe's brauche ich blos die Stelle aus einem Briefe Kestner's (G. u. W., S. 37) anzuführen: „in principiis ist er (Goethe) noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um Etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben.“

Allwill (J. W. I, 187): „Glaube mir, Holde Liebe, das Beste ist, wir bleiben eines Sinnes mit der Natur. Ihr Wesen ist Unschuld, und wenn wir annehmen, was sie uns nach Zeit und Umständen in die Ohren raunt, werden wir uns so wohl befinden, als irgend Jemand unter dem Monde. Wir brauchen starke Gefühle, lebhafte Bewegungen, Leidenschaften!“ J. W. I, S. 192: „Es wehet durch alle meine Empfindungen der lebendige Athem der Natur, der vermehrende, ewig neu gebärende — lass ihn wehen.“ J. W. I, S. 192: „Deswegen über-

lasst mich meiner guten Natur, welche verlangt, dass ich jede Fähigkeit in mir erwachen, jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse. Freilich drängt sich's da wohl einmal: aber die freie Bewegung hilft durch, passt, sondert und vereinigt, — bessert auch."

Dieses Streben, jede Fähigkeit in sich auszubilden, hat Werther so gut, wie Faust, Carlos-Clavigo so gut, wie Fernando.

So klagt Werther (G. W. XVI, 12): „Nur muss mir nicht einfallen, dass noch soviel andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenützt vermodern, und die ich sorgfältig verbergen muss. Ach, das engt das Herz so ein." Und S. 14: „Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte der Menschen eingesperrt sind etc."

Faust:

„In jedem Kleide werd' ich wol die Pein
Des engen Erdenlebens fühlen."

So ruft Carlos im Clavigo aus (G. W. X, 49): „Wunderlich, mich dünkt doch, man lebt nur einmal in der Welt, hat nur einmal diese Kräfte, diese Aussicht, und wer sie nicht zum Besten braucht, wer sich nicht so weit treibt, als möglich, ist ein Thor."

Fernando in der Stella (I. Ausg., S. 65): „Franz, ich muss fort! Ich wär' ein Thor, mich fesseln zu lassen. Dieser Zustand erstickt alle meine Kräfte, dieser Zustand raubt mir allen Muth der Seele, er engt mich ein! Was liegt nicht Alles in mir? Was könnte sich nicht Alles entwickeln?"

„Jeder Trieb in uns soll geweckt werden, die eigene Natur soll im Wechsel des Genusses und Leidens sich „ausleben."

Allwill (J. W. I, 186): „Geniessen und leiden ist die Bestimmung des Menschen. Der Feige nur lässt sich durch Drohungen abhalten, seine Wünsche zu verfolgen, der Herzhafte spottet des; ruft: Liebe bis in den Tod! und weiss sein Schicksal zu ertragen."

Faust:

„Da mag denn Schmerz und Genuss,
Gelingen und Verdruss
Miteinander wechseln, wie es kann:
Nur rastlos bethätigt sich der Mann."

— — — —

„Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst geniessen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh' auf meinen Busen häufen
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern."

Diesen freien, den Eingebungen des Augenblicks folgenden, oder, wie Goethe damals schrieb [1]), „mit dem Feuerblick des Moments" entscheidenden Menschen ist Nichts ärger, als Ermahnungen, wenn auch noch so wohlgemeinte, und Anleitungen zu einem nüchternen, das Morgen heute schon bedenkenden Lebenswandel.

Allwill (J. W. I, 192): „Hochweise, hochgebietende Herren! Wir sind nicht für einander. Ich singe ein ganz anderes Lied, als wovon die Melodie auf die Walze eures heiligen, moralischen Dudeldeys genagelt ist! Auch geniessen wir ganz verschiedene Kost; können nicht an Einem Tische mit einander sitzen; mein gesunder Verstand, meine gesunden Sinne gingen mir bei eurer Krankendiät zu Schanden." Auch das lange Register seiner Vergehen und Thorheiten schreckt Allwill nicht ab. „Ja, fallen werde ich noch oft, aber auch ebenso wieder aufstehen, und glücklicher fortwandeln. Sagte dir's nicht deine Amme, dass man nur durch Fallen gehen lernt? — O, ihr doppeltgegliederten, ihr Krüppel in eurem Gängelwagen!" J. W. I, 186: „Alle wagen immer von Neuem ihre Haut, um der Freuden mehr zu haschen, um die Fülle ihres Lebens zu geniessen."

1) 14. Sept. 75 an Auguste Stolberg (Br. 8.)

Ebenso freien Muthes ist Egmont: „Dass ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück, und ich vertausche es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes“ (G. W. VIII, 224). „Leb ich nur, um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht geniessen, damit ich des folgenden gewiss sei? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren (das. 225)?“

Einem solchen genialen Menschen mit Ermahnungen und Sittenpredigten kommen, heisst, einen Nachtwandler beim Namen rufen. Egmont: „Und wenn ich ein Nachtwandler wäre, und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spazierte, ist es freundlich, mich beim Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten?“ (Das. 225).

Mir ist auffallend, dass meines Wissens noch Niemand darauf aufmerksam gemacht hat, dass der alte väterliche Freund Egmont's, Graf Oliva, der demselben gutgemeinte Briefe voll Ermahnungen und Bedenklichkeiten schreibt, Niemand anders als — Klopstock ist.

Egmont sagt über Oliva's Brief: „Und doch berührt er immer diese Saite. Er weiss von Alters her, wie verhasst mir diese Ermahnungen sind; sie machen nur irre, sie helfen Nichts.“

Nun erinnere man sich an den Brief, den Klopstock, 8. Mai 76, an Goethe nach Weimar über das dortige tolle Leben schrieb. Darauf antwortete Goethe, 21. Mai 76: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns Nichts und machen uns immer ein Paar böse Stunden.“

Weiter (G. W. VIII, 225): „Egmont (in den Brief sehend): Da bringt er wieder die alten Mährchen auf, was wir an einem Abend im leichten Uebermuth der Geselligkeit und des Weins getrieben und gesprochen; und was man daraus für Folgen und Beweise durch's ganze Königreich gezogen und geschleppt habe.“ Man erinnere sich, dass jener Brief Klopstock's unter Anderem vom vielen Trinken des jungen Herzogs handelte. — Und was

das Geklatsch „durch's ganze Königreich“ betrifft, so lese man Wieland's Brief an Merck, 21. Sept. 79 (Wagner, a, 179): „Was mir leid thut, ist dies, dass jede Polissonerie, die man zu Weimar oder Ettersburg ausgehen lässt, Gott weiss, durch welche Kanäle, in die weite Welt eventirt, wie Du aus beiliegendem Originalschreiben der Mad. La Roche ein hübsch' Exempelchen ersehen wirst.“

Schon die Jugendstreiche verrathen eine Allwillnatur: Unbändiger Trotz und dabei eine herzliche Naivetät.

Von Allwill heisst es (J. W. I, 28): „Sein Vater erzählte jüngst von ihm, er wäre, als Knabe, seit seinem dritten Jahre nie heil gewesen, hätte immer ein Paar Beulen am Kopfe, und Wunden überall gehabt. Man wird nicht müde, den guten Major von den seltsamen Streichen des Knaben erzählen zu hören etc.“

Ebenso spricht in „Claudine von Villa Bella“ der alte Sebastian von Crugantino (I. Ausg. [1776], S. 16): „Du hättest den Buben sehen sollen, wie er so heranwuchs; er war zum Fressen. Kein Tag verging, dass er uns nicht durch die lebhaftesten Streiche zu lachen machte; und wir alten Narren lachten über das, was künftig unser grösster Verdruss werden sollte. Der Vater wurde nicht satt, von seinen Streichen, seinen kindischen Heldenthaten erzählen zu hören. Immer hatt' er's mit den Hunden zu thun; keine Scheibe der Nachbarn, keine Taube war vor ihm sicher; er kletterte, wie eine Katze, auf Bäumen und in der Scheuer herum. Einmal stürzt' er herab; er war acht Jahr alt; ich vergesse das nie; er fiel sich ein grosses Loch in Kopf, ging ganz gelassen zum Entenpfuhle in Hof, wusch sich's aus, und kam mit der Hand vor der Stirn herein und sagte mit so ganz lachendem Gesicht: Papa! — Papa! ich hab ein Loch in Kopf gefallen! Eben als wollt' er uns ein Glück notificiren, das ihm zugestossen wäre.“

(Diese Schilderung erinnert an den jungen Carl Moor, Schillers „Räuber“ Act I, Sc. 1, wo Franz von seines Bruders Jugend

sagt: „Der feurige Geist, der in dem Buben lodert, sagtet Ihr immer, der ihn für jeden Reiz von Grösse und Schönheit so empfindlich macht — diese Offenheit, die seine Seele auf dem Auge spiegelt — diese Weichheit des Gemüths, die ihn bei jedem Leiden in weinende Sympathie dahinschmelzt — dieser männliche Muth, der ihn auf den Wipfel hundertjähriger Eichen treibet und über Gräben und Pallisaden und reissende Flüsse jagt — dieser kindische Ehrgeiz, dieser unüberwindliche Starrsinn und alle diese schönen, glänzenden Tugenden, die im Vatersöhnchen keimten etc.“)

Dabei besitzt der Knabe Allwill neben einem stoischen Muthe eine unbestechliche Wahrheitsliebe, neben aller Wildheit eine tiefe Neigung zu vertraulichem Leben und stillem Grübeln (J. W. I, 32), zwei Eigenschaften, die der junge Goethe ebenfalls früh in sich entwickelte. (Vergl. z. B. G. W., XXIV, S. 100, 101).

Ein Hass gegen alles äusserlich Angelernte, gegen den gelehrten Kram der Wissenschaft bemächtigt sich früh dieser Naturen.

Die mit einer Briefstelle Jacobi's gleichlautende Aeusserung (J. W. I, 188) ist schon angeführt worden. J. W. I, 197 sagt Allwill: „Was für Meinungen, was für Entschlüsse werden in unserer Kindheit nicht in unsere Köpfe geschraubt, was für Gesinnungen nicht hineingedämmert? Und wenn wir Arme dann hinausgestossen werden in die Welt, wo jetzt Alles dawider angeht; welch' innerer Zwiespalt, welche Zerrüttung, welch' gegenseitiges Misstrauen zwischen Herz und Geist!“ Und über die gewöhnlichen Studirenden wird J. W. I, 213 eine Aeusserung Allwill's mitgetheilt: „Hiebei fällt mir ein,“ sagt Luzie, „was ich Sie oft vom Wissen sagen hörte. Sie verglichen den grossen Haufen unserer Studirenden mit Leuten, die gar emsig hin und her liefen, um zu suchen — was sie nicht verloren hätten.“ („Das Eulengeschlecht, welches zum Lichte sich drängt.“ Schiller).

Werther will Nichts von Büchern wissen (G. W. XVI, 10):

„Du fragst, ob Du mir meine Bücher schicken sollst? Lieber, ich bitte Dich, um Gotteswillen, lass sie mir vom Halse. — Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert sein; braust dieses Herz doch genug aus sich selbst.“ Er lernt einen strebsamen Studenten kennen, der viel Wissens von Batteux bis zu Wood etc. auskramt. „Ich liess das gut sein.“ (Ebendas. S. 13).

Die gewöhnlichen Beziehungen der Menschen unter einander, ihre sogenannten Freundschaften, ihre Lebensziele lernen die Allwille bald verachten.

Allwill an Clemens von Wallberg (J. W. I, 59): „Du weisst ja, wie sehr ich Deiner Meinung bin, weisst, was ich für ein Gesicht machte, wann ich von Leuten hörte, die sich einander so lieb hätten, dass sie gar nicht nach einander fragten, denn im Grunde ist es das, wenn man sich gegenseitig Alles nachsehen kann; Fratzen! Mein Ekel daran nimmt von Tage zu Tage zu. — — — Es behagt nun einmal den Menschen, sie sind darüber einig, sich einander Etwas weiss zu machen, und es kommt auch selten Jemand dabei zu kurz. Was brauchen die Leute sich weiter lieb zu haben? Woher und wozu? Sie haben ganz andere Dinge an einander zu bestellen. Geht es damit voran, so bleibt das gute Vernehmen, ohne dass sich der Eine um den Andern viel zu bekümmern hat. Indessen, Lieber, wollen wir uns doch nicht verhehlen, was der eigentliche Geist jener freundlichen Toleranz und edeln Unbefangenheit ist: Gleichgültigkeit und Betteley!“

Werther (G. W. XVI, 11): „Wenn Du fragst, wie die Leute hier sind, muss ich Dir sagen: wie überall! Es ist ein einförmiges Ding um das Menschengeschlecht. Die Meisten verarbeiten den grössten Theil der Zeit, um zu leben und das Bisschen, was ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängstigt sie so, dass sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden. O Bestimmung des Menschen!“ Und später schreibt er an Lotte (das. S. 98): „Ich stehe wie vor einem Raritätenkasten und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken und frage mich oft,

ob es nicht ein optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr ich werde gespielt, wie eine Marionette, und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudre zurück“ [1]). Auch Sylli im I. Brief an Clerdon vergleicht die Menschen zuerst mit den Phantomen, welche im Kessel Macbeth's Hexen brauen:

„Erscheinen, erscheinen, erscheinen,
Kommen wie Schatten und verschwinden wieder.“

Dann fährt sie fort (J. W. I, 9): „Doch so abenteuerlich, so fürchterlich ist es lange nicht. Ich muss des Grausens lachen, das mich anstiess. Nein, guter Clerdon, nein; nur eine bunte, hölzerne Jahrmarktspuppe, Rumpf und Rock an einem Klötzchen; Arme, Füsse, Kopf daran geleimt, und ein Brettchen darunter, dass es stehe; ist denn das ein Gespenst?“

Es ist natürlich, dass die Allwille als Schüler Rousseau's von ihrem freien Standpunkte aus empört sind über die Schranken, durch welche die bestehenden Gesellschaftsklassen von einander geschieden sind. Dieses Gefühl macht sich einerseits in einer liebevollen Annäherung an die niederen Volksklassen Luft, andrerseits im Hasse gegen den Hochmuth des Adels.

Werther (G. W. XVI, 11) spricht eine tiefe Weisheit aus, wenn er sagt: „Ich weiss wohl, dass wir nicht gleich sind, noch sein können; aber ich halte dafür, dass der, der nöthig zu haben glaubt, vom sogenannten Pöbel sich zu entfernen, um den Respekt zu erhalten, ebenso tadelhaft ist, als ein Feiger, der sich vor seinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.“

Werther, Allwill und Woldemar erweisen bei Gelegenheit den Armen kleine Dienstleistungen. Werther hilft einem Dienstmädchen den Wasserkübel auf den Kopf setzen (G. W. XVI, 11), Allwill bringt einem Bauer dessen in die Erde eingesunkenen Wagen in's Geleise (J. W. I, 38 ff.), im Woldemar (J. W. V, 62 ff.)

1) Vergl. das. 95—97, 101.

helfen Woldemar und Henriette einem kleinen Mädchen, einen umgeworfenen Korb wieder zu füllen.

Diese kleinen Erzählungen sind echte Bilder aus der Zopfzeit: Noch herrschte die Windstille vor der französischen Revolution, und so sehr Rousseau'sche Ideen gerade in Deutschland in Jedermanns Munde lebten, so waren dieselben nichts weniger als in's wirkliche Leben eingedrungen, ebensowenig als eine natürliche Frisur Perrücke und Zopf verdrängt hatte.

Ich kann nicht die Ansicht von Gervinus (4. Aufl. IV, S. 521) theilen, dass die Erzählung von Allwill und dem Bauer aus dem Werther „entlehnt" sei und seinen Ursprung der im Werther erzählten Hilfeleistung gegen ein Mädchen verdanke.

Als Allwill nach jener Begebenheit in die Gesellschaft kommt, wundert man sich über seinen übel zugerichteten Anzug, und er erzählt die Geschichte. „Graf Batuff stand ausgespreizt mir dicht vor der Nase und hörte mit dem Ihnen an einigen der Gattung wohlbekannten, Anmassung und Leerheit auf den ersten Blick verrathenden, Lächeln zu, welchem dies Mal des Grafen Bewusstsein eigener Erhabenheit über dergleichen Schwachheiten, wie ich mir eine hatte zu Schulden kommen lassen, etwas mehr Ausdruck und Leben gab." Als der Graf im Gespräche eine spöttische Bemerkung über Allwill's Hilfeleistung machte, erwidert Allwill dem Grafen, wenn er so nahe seinen armen Bauer hilflos gelassen, so wäre er ein — hartherziger Schurke gewesen. Dieses Wort verursacht grosse Aufregung in der feinen Gesellschaft. „Aber ich fuhr fort," schreibt Allwill an Clerdon darüber, „und schwatzte mir das Herz ganz rein, und ruhte nicht, bis ich alle Schimpfworte und Prügel, worunter ich mich den Morgen geängstigt, auf den jungen Herrn, der das Wort Mensch in keiner anderen als in der verächtlichsten Nebenbedeutung kannte, vollzählig abgeladen hatte. Damit war es denn gut — für dies Mal."

Die starken Aeusserungen Werther's über die adlige Gesellschaft sind bekannt (G. W. XVI, S. 96 ff., 104 ff.).

Aus der Verachtung der bürgerlichen Gesellschaft und ihren nur in weiser, verständiger Mässigung ausführbaren Berufsthätigkeiten entspringt bei den Allwillen ein unruhiger, nirgends Halt findender Lebenswandel. Die sogenannte „gute Aufführung" ist ihnen unausstehlich und bietet ihren Leidenschaften keinen Spielraum. Ihnen ist diese weise, gelassene Mässigung nicht ein edeles Anstrengen ihrer geistigen Fähigkeiten, sondern ein unwürdiger Zustand dumpfer und niedriger Unthätigkeit.

So schreibt Allwill (J. W. I, 60): „Etwas Ruhe habe ich wieder gewonnen, weil ich einige Tage her unpässlich war. Bliebe mein Kopf so dumpf, so nebelicht, wie diese Zeit über, dann sähe ich der Verwirrung ein Ende: Alles sollte bald gerichtet und geschlichtet sein; und was einmal ausgemacht wäre, dabei blieb es." Der Nebel ist ihm das treffendste Bild weiser Gemüthsverfassung. „Und je mehr ich der Sache nachdenke, desto heller leuchtet mir es ein, dass die Tugend der echten Schul-, Stadt- und Heer-Moral, welche die beliebte, durchgängig gute Aufführung, das exemplarische Leben hervorbringt, nichts Anderes, als eine Art von Nebel ist, der alles leichtfertige Aussenwesen, als da sind Glanz, Farbe, Licht und Schatten, an den Gegenständen verhüllt, und nur das solide Unveränderliche an ihnen beaugen lässt."

Als der alte Sebastian in Claudine von Villa Bella (S. 118) dem Crugantino den Rath giebt: „Führt Euch besser auf!" ertheilt das vagabundirende Genie folgende Antwort: „Mit Eurer Erlaubniss, mein Herr! davon versteht Ihr Nichts. Wass heisst das, aufführen? Wisst Ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meins ist? Ein junger, toller Kopf? Wo habt Ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muss ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muss ich Knecht sein; muss nicht Einer, der halbwegs was werth ist, lieber in die weite Welt gehen?"

Da die Allwille weder im Berufe, noch in der Ehe einen Halt finden, so treibt sie ein unstätes Wandern ruhelos umher.

Allwill ruft (J. W. I, 68), nachdem er in Clerdons schöner und reiner Häuslichkeit glückliche und zufriedene Menschen gesehen, verzweifelt über sich aus: „Thränen, guter Wallberg, Thränen über Deinen armen Eduard, den die Liebe zum Schönen verzehrt, und der in ewiger Zerrüttung mit den Zähnen knirschen muss; der den Frieden Gottes ahndet und verdammt ist zu täglicher Sünde! — — Nie, nie wird er eine Stätte finden, wo sein Haupt ruhe. Nie? Doch, doch! Es wird ja einst brechen. — Ja, brechen in Wonne wirst Du einst, gutes, qualvolles Herz!“

Allwill ist der verstossene Kain, der unstät umherirrt, aber mit dem Finger Gottes gezeichnet. Luzie über ihn (J. W. I, 212): „Sieh', dieser Allwill — der unglückliche! muss unstät und flüchtig sein; er ist verflucht auf Erden — aber gezeichnet mit dem Finger Gottes, dass kein Mensch Hand an ihn zu legen wagt.“ Ebenso Sylli über Allwill (J. W. I, 177).

Goethe schreibt, 18. Juni 73, an Kestner (G. u. W., S. 170): „Von mir sagen die Leute, der Fluch Kains läge auf mir. Keinen Bruder habe ich erschlagen! Und ich denke, die Leute sind Narren.“ Von Jacobi kann diese Aeusserung kaum ausgegangen sein, denn damals wusste Jacobi noch zu wenig von Goethe's persönlichem Leben.

Und wie sich Allwill seines unstäten Lebens schmerzlich bewusst wird in Amalia's ruhig-glücklicher Häuslichkeit, so ruft Faust im Gedanken an Grethchen und ihre kleine Welt, in der sie zufrieden ist, tiefergriffen aus:

„Bin ich der Flüchtling nicht, der unbehaus'te?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh',
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu?

Und seitwärts sie mit kindlich dumpfem Sinn
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all' ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt."

Die Allwille halten wenig von den Thätigkeiten des Verstandes, Phantasie und Leidenschaft sind die Seelenkräfte, auf die sie vertrauen, und die sie immer auf's Neue beschäftigen wollen.

Allwill hasst die Schulmeister-Verständigkeit (J. W. I, 61).

„Der Mensch ist Mensch"' sagt Werther (G. W. XVI, 73), „und das Bisschen Verstand, das einer haben mag, kömmt wenig oder gar nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet und die Grenzen der Menschheit einen drängen."

Da bei der Verachtung aller festen Berufsthätigkeit und Wirksamkeit im Staate weder Ehr-, noch Herrschbegierde, noch andere auf socialem Gebiete wirkende Triebe die Allwille aufrütteln können, so ist es nur die Liebe, in deren Bereich sie unermüdlich ihr Herz abhetzen, und die Angelegenheiten des Herzens machen für sie die ganze Welt aus.

„Es ist doch gewiss, dass in der Welt den Menschen Nichts nothwendig macht, als die Liebe." Werther (G. W. XVI, 73).

Eine reiche Mannichfaltigkeit von Charakteren thut sich in diesem Betracht auf: Werther — Faust — Allwill — Egmont — Clavigo — Crugantino — Fernando! Von der in einer Leidenschaft langsam sich verzehrenden und verblutenden Liebe Werther's bis zu dem vagabundirenden Don Juan Fernando, dem der Hauptreiz der Liebschaften in deren Wechsel zu bestehen scheint, sind fast alle Uebergänge vorhanden. Und doch tragen alle gewisse gemeinsame Züge, die sich aus dem Wesen der Allwillnatur erklären. Da die Allwille nur die Autonomie des Herzens anerkennen und den wechselnden Wünschen desselben wie einem Evangelium folgen, fehlt allen ihren Liebesverhältnissen eine die Wahrheit ihrer Leidenschaft sanctionirende Treue und Beständigkeit. Sie wechseln in ihren Neigungen und

in den Gegenständen derselben. Bei ihrem entwickelten Sinn für alles Gute und Schöne wissen sie eine Zeit lang den verschiedensten weiblichen Charakteren eine schöne, liebenswerthe Seite abzugewinnen.

Diese Eigenschaft geht durch alle Allwill-Charaktere von Werther bis zu Fernando.

Bevor die Liebe zu Lotte Werther's Herz beherrschte, zeigte sich dieser Allwill'sche Zug auch an ihm. „Die arme Lenore," schreibt er im ersten Briefe, „und doch war ich unschuldig. Konnt' ich dafür, dass, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir eine angenehme Unterhaltung verschafften, eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete? Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt?"

Und Faust's Don Juan-Natur spricht aus den Worten:

„Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh',
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geschöpfchen zu verführen."

Allwill unterscheidet sich von Werther ebenso gut, wie von Fernando; auf eine solche, den ganzen Menschen im Tiefsten erfassende Liebe, die ihren Gegenstand vergöttert, wie es Werther thut, hat er verzichtet; er hat an seinen Göttinnen zu schlechte Erfahrungen gemacht. J. W. I, 35: „Lieber, ich habe Nichts dagegen, dass es Clarissen, Clementinen, Julien und was noch darüber sein mag, überall gebe: aber ich bitte, nur keinen zu grossen Lärm davon! Denn seht, diese erhabenen Einbildungen sind schuld, dass so viele Menschen verächtlich von denen Weibern denken, die Gott gemacht hat; von Weibern für diese Erde, und nicht für den Mond, wohin diese Herren den Weg suchen. Sie schelten und klagen über Grausamkeiten, Treulosigkeiten, Abscheulichkeiten, Schandthaten, die sie von ihnen erfuhren; da doch die guten Geschöpfchen mehrentheils nicht einmal wissen, was das für Dinge sind." (Vergl. J. W. I, 36, 37). Aber ebenso weit ist Allwill entfernt von Fernando's

oberflächlichem Don-Juanthum. Allwill sagt (J. W. I, 64): „Einen Anschlag auf irgend ein weibliches Geschöpf zu machen, um es zu verführen, ist von jeher so fern von mir gewesen, dass ich einen Menschen, der dazu fähig ist, nicht ohne Hass und Ekel ansehen kann. Dass aber eine freundschaftliche Verbindung so warm und innig werde, dass sie ferner kein Mass noch Ziel mehr wisse — wer könnte das Herz haben, sich davor zu hüten?“

Man lässt sich gehen, darin stimmen die Liebesgeschichten der Allwille überein und daher erklärt sich sowol der Wechsel der Neigungen als auch das Nebeneinander verschiedener Neigungen und die ewigen Enttäuschungen.

Allwill sagt über sein Verhältniss zu Luzie (J. W. I, 80): „Ich liess mich gehen, wurde verwickelt, gerieth aus einer Nachgiebigkeit gegen mich selbst in die andere, wollte mich täuschen, konnte nicht, und wurde verstockter .....“ So Goethe über Lili an Auguste Stolberg (G. a. A. St., S. 98): „Wär' ich das los. O Gustgen — und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgiltig, ich hoffnungslos werden könnte. — Aber ich bleib meinem Herzen treu und lass es gehen.“

Allwill (T. M. 76, 3, 61): „Dass ich immer eine oder die andere Prinzessin, welche mich ihrer vollkommensten Hochachtung würdigt, ausnehmend verehre — zuweilen auch zwei, drei auf einmal — weiss kein Mensch so recht.“

Goethe an Auguste Stolberg (G. a. A. St., Br. 9): „Wenn ich dir mein gegenwärtig Verhältniss zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte! wenn ich dir lebhaft — Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, du hieltest's nicht aus. — Ich auch nicht, und wenn alles auf einmal stürmte und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken liess.“ —

Luzie kennt diese wechselnde und doch, solange sie dauert, wahre Liebe der Allwille genau. So sagt sie zu einer Geliebten

Allwill's (J. W. I, 211): „Gutes Mädchen, das sage ich nicht, dass er dich nicht liebt. Er liebt dich gewiss; mit mehr Wahrheit vielleicht, als kein anderer Mensch dich lieben könnte; liebt gerade alles wahrhaft Schätzbare an dir, gerade das, worin deine gutgeschaffene Seele ihre angemessenste Thätigkeit, ihre eigenste Wonne, fühlt. Nicht wahr, das fühlst du, das sichert dich, dass er dich innig liebt, wie du dich selbst, und wie du ihn liebest; und du hast Recht, so an ihn zu glauben; dein ist seine ganze Liebe. Aber, armes Kind! Allwill liebt nie anders; er ist immer seinem Gegenstande ganz; morgen vielleicht — dem Ehrgeiz; einem vortrefflichen Manne; einer Kunst; vielleicht — einer neuen Geliebten."

Mad. Sommer in der Stella (S. 72, 73): „Nichts ist bleibend. — Ach, er liebte mich! liebte mich so gewiss als ich ihn. Es war eine Zeit, da er nichts kannte, nichts wusste, als mich glücklich zu sehen, mich glücklich zu machen." — „Er liebte mich immer, immer! Aber er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mit seinen Wünschen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerin etc."

Carlos zu Clavigo (G. W. X, 50): „Sieh doch, verändert sich nicht alles in der Welt? Warum sollten unsere Leidenschaften bleiben? Sei du ruhig, sie ist nicht das erste verlassene Mädchen, und nicht das erste, das sich getröstet hat!"

„Sie ist die erste nicht," das klingt wie die Lehre von der Erbsünde.

Im Gegensatz zu den vornehmen Allwillen (Werther, Faust), die in dem Gedränge mächtiger Leidenschaften sich gegen die Gesetze der sittlichen Ordnung vergehen, stehen jene schaalen Don-Juan-Naturen, die aus Langeweile Liebschaften knüpfen und lösen.

So sagt der Verwalter in Stella (S. 65) von Fernando und sich: „Wir gingen durch, wir gingen in die freie Welt — und flatterten auf und ab, heraus — herein — und wussten zuletzt mit all dem freien Muth nicht, was wir für Langeweile beginnen

sollten — dass wir uns wieder über Hals, über Kopf gefangen geben mussten, um uns nicht eine Kugel vor'n Kopf zu schiessen." — —

Die Allwille betrügen meist sich und dann die Geliebten.

Luzie ruft Allwill (J. W. I, 212) entgegen: „Ach, die Bedürfnisse deiner Sinne, die Täuschungen deiner Sinne — glaube mir, Allwill — — — es sind Mörder."

Mad. Sommer (Stella, S. 40): „Wir glauben den Männern! In den Augenblicken der Leidenschaft betrügen sie sich selbst, warum sollten wir nicht betrogen werden? Dieselbe S. 75: „Er (der Mann) wird aus seiner Welt in die unsere herübergezogen, mit der er im Grund nichts gemeines hat. Er betrügt sich eine Zeit lang, und weh uns, wenn ihm die Augen aufgehn."

Sebastian über Crugantino (Claudine von Villa Bella, S. 17): „Je älter er ward, je toller. Statt nun das Zeug zu lassen, statt sich zu fügen, statt seine Kräfte zu Ehren der Familie und seinem Nuz zu verwenden, trieb er einen unsinnigen Streich nach dem andern, belog und betrog alle Mädchen und ging endlich gar auf und davon." Dieselben Worte gebraucht Goethe an Frau von Stein (I, 5; 27. Jan. 76): „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum, und hatte den Vortheil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte."

Ein eigenthümlicher Kampf entgegengesetzter Empfindungen zeigt sich in den Geliebten der Allwille.

Luzie (J. W. I, 202): „Eduard! ein sehr ausserordentlicher Mensch sind Sie wahrlich. Wer Sie durchaus kennt, dem muss es oft wunderbar vorkommen, dass Sie nicht ein Engel an Tugend, oder ein Satan an Laster geworden sind."

Stella (S. 56): „Gott verzeih' dir's, dass du so ein Bösewicht, und so gut bist — Gott verzeih' dir's, der dich so gemacht hat — so flatterhaft und so treu."

Die Liebe der Allwille fordert viele Opfer, und so weit

geht die dämonische Kraft der Allwille, dass die Geliebte noch einen Genuss darin findet, als Opfer des Geliebten zu sterben. Luzie will gern sterben, wenn nur Allwill durch eine andere Liebe gebessert wird.

J. W. I, 226: „Ich sey von Schwärmerey; ich sey an der Einbildung gestorben, wird es heissen — Nun ja! — Wenn nur du auf mein Grab kommst, Eduard, mit dem Mädchen, das ich dir rief, mit dem Mädchen, das dein Wesen erneuern, zu jeder Freude der Menschheit deine Sinne wieder rein stimmen soll."

Marie (in Clavigo; G. W. X, 53): „Clavigo's Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr, als ihm die meinige. Und nun, was ist's nun weiter? Was ist an mir gelegen? an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? ob es sich verzehrt und sein armes, junges Leben ausquält?"

Die letzte Hoffnung der besseren Allwillsnaturen ist, durch eine wahre, ganze, reine Liebe vielleicht von ihren unruhigen, wechselnden Leidenschaften geheilt zu werden. Das wollte Luzie, aber „es kam eine Stunde, da fühlte ich, dass ich wohl einst Dich würde verachten müssen." (J. W. I, 225). „Liebe kann vielleicht ihn retten; kann vielleicht zuerst in seinem Herzen den Geschmack an Lauterkeit und Unschuld wieder rege machen" (ebendas.). Luzie ruft dem Mädchen, das Allwill retten soll, zu (ebendas.): „O, so komm' doch! komm' und sende in sein Auge den Strahl, der es ganz erfülle, damit er aufhöre, leichtfertig umherzugaffen; damit ihm sein Auge Licht werde. Fülle ihm den Busen mit Ahnungen jener Wonne, die keinen Zusatz vertragen, damit er nüchtern werde, und das, was Leben, und, was Freude ist, erfahren lerne."

So ruft der junge Goethe aus dem Wirrwarr aller der halben und verwirrenden Frankfurter Liebesverhältnisse die Freundin Auguste Stolberg zur Rettung (Br. 4): „O, dann lass mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die

kommen könnte, wo ich dich flöhe und alle Lieben. Verfolge mich, ich bitte dich, mit deinen Briefen dann, und rette mich von mir selbst.“ Br. 8: „Hören Sie, ich hab immer eine Ahnung, Sie werden mich retten aus tiefer Noth, kann's auch kein weiblich Geschöpf, als Sie.“

Wenn man muthmassen darf, was in dem zweiten Bande des Allwill, der nicht herauskam, gestanden hat, und wie der Plan des Romans im Ganzen war, so ist meine Meinung, dass Allwill durch eine der edlen weiblichen Wesen, wohl durch Cläre, „von seiner genialen Sucht“ geheilt werden sollte.

Der Roman würde lange nicht seine grosse Bedeutung haben, wenn nicht neben der meisterhaften Schilderung der Allwill-Naturen, wie sie sich ergiebt aus den eigenen Aeusserungen Allwill's, auch die Stimmen gegen das geniale Treiben sich hören liessen. Und nicht blos hat Jacobi selbst, wie wir gesehen haben, diesen Theil des Romans mit für das Beste gehalten, auch die Urtheile der Zeitgenossen waren, wie wir sahen, dieser Ansicht. Hierher gehört noch eine Aeusserung Jacobi's darüber an Forster, 5. Nov. 81 (J. a. B. I, 338): „Was in den letzten Briefen von Allwill's Papieren geleistet ist, — entgegengesetzte Empfindungen, Neigungen, Systeme mit der Treue, mit dem unparteiischen Eifer dargestellt — ist, soviel ich weiss, von mir das erste Mal geschehen. Ich weiss nicht, was Kräftigeres gegen die sogenannte Genieseuche geschehen konnte; auch haben die feinen Nasen es nur zu gut gerochen.“

Hier berührt sich Jacobi mit Lichtenberg, doch besteht ein Gegensatz zwischen beiden: Lichtenberg's scharfsinniges, aber blos verständiges Wesen eifert gegen das willkührliche, von der Macht der Leidenschaften beherrschte Treiben der Genies deswegen so entschieden, weil ihm das Organ und der Sinn dafür zu fehlen scheint, Jacobi ist deswegen so heftig aufgebracht gegen die Untugenden der Allwille, weil er selbst die Ansätze zu solchem Wesen in sich hat, und man bekanntlich gegen

diejenigen Fehler am Unerbittlichsten ist, zu denen man selbst am meisten inclinirt.

Die köstlichen Aeusserungen Lichtenberg's, in denen er einerseits seinen Unglauben an die unwiderstehliche Gewalt der Liebe, andrerseits seinen Ekel ausspricht über die Schwärmerei der Genies für einfaches, natürliches Leben, während die Genies ja doch gerade die natürlichsten Pflichten ausser Acht lassen, stimmen vielfach mit dem überein, was Sylli und besonders Luzie gegen die Allwille vorzubringen haben. Ich muss darauf verzichten, auf diese Ausfälle des geistreichen Mannes einzugehen und gebe blos einige Citate. Siehe Lichtenberg's Werke, Bd. I, S. 125, 130, 132, 236.

Was Sylli über die Allwille J. W. I, 97—101, dann 176—181 sagt, und der meisterhafte Brief Luziens an Eduard Allwill (S. 200—226) müssen ganz und genau beachtet werden, und es verlohnt sich nicht, einen blossen Auszug zu liefern.

Hier war das Gegengift gegeben, und vom Standpunkt der von Luzie vertretenen Ansichten aus gewinnt die Allwillgestalt ein ganz anderes und richtiges Ansehen. Wo die Allwille damit prahlen, dass sie der Natur folgen, wird ihnen Unnatur nachgewiesen; wo sie von Leben zu strotzen scheinen, constatirt der moralische Arzt eine schwere Krankheit; wo sie die Erhabenheit ihres Wesens erblicken, zeigt sich dem Einsichtigen niedrige Schwäche. Während das Urtheil des Weisen den Adel der menschlichen Natur in der Obermacht des Gedankens über sinnliche Triebe erblickt, ist es die Sinnlichkeit, welche die Allwille mit grossem Aufwande von Witz, Vernünftelei und dichterischem Schmuck auf den Thron erheben. Der Vernünftige ehrt als schwer zu erreichende, hohe Tugenden Ordnung, Mässigung und Beständigkeit; die Lebensweisheit der Allwille dagegen ist, genau besehen, Nichts als eine „Theorie der Unmässigkeit," als „Grundsätze der ausgedehntesten Schwelgerei."

Indem so Jacobi, wie der „treue Naturforscher," die Allwille nach allen Seiten hin darstellt und in ihrer eigenen wahren Gestalt zu zeigen bemüht ist, erhebt er sich, wie er selbst betont, einerseits über den philosophischen oder moralischen Falschmünzer, der seine Leser um den wahren Werth der Dinge betrügt, andrerseits über den moralischen Alchemisten, der seine Leser, wenn ihr Enthusiasmus aushält, um ihr ganzes Vermögen bringt.

VI. Die übrigen Personen.

Wir sahen, wie unangenehm es Jacobi war, dass man in seinem Roman deutlich wirkliche Verhältnisse durchsah. Ein berühmter Maler — um in dem Gleichnisse Jacobi's zu bleiben — wird sehr ungern zugleich mit seinem idealen Gemälde die Photographieen der Modelle bekannt machen, aber es schadet weder ihm noch der Kunst, wenn später, nach seinem Tode und dem Tode derjenigen Menschen, die ihm als Modell gesessen haben, die Porträtbilder dieser Modelle bekannt gemacht, und wir somit unmittelbar in die Werkstatt des Künstlers eingeführt werden. Es scheint mir daher zur Freiheit der Forschung zu gehören, dass wir nicht blos kurz die Hauptzüge der Personen des Romans zu zeichnen suchen, sondern uns auch in dem Kreise Jacobi's selbst nach den Modellen umsehen. Es braucht nicht wiederholt zu werden, dass damit weder Jacobi's Kunst der Darstellung, noch dem Tiefblick des Geistes zu nahe getreten wird.

Die Sache bleibt immer dieselbe. Wer mit heutigen Schriftstellern und dem Kreise ihrer Erlebnisse und Beobachtungen bekannt ist, wird wissen, dass die Paar guten Romane, die sich vornehm aus dem Meere des Unbedeutenden hervorheben, eben gerade dadurch gut sind, dass der Schriftsteller in sich und anderen wirklichen Menschen, mit denen ihn sein Schicksal zusammenbrachte, die ächten Modelle fand, während die Romanscribenten aus Papiermenschen wieder Papiermenschen drehen.

1. Clerdon.

Clerdon ist der idealische Jacobi selbst; dass aber bei einer so trefflichen und bedeutenden Persönlichkeit, wie Jacobi war, viele Züge dem Ideale ungemein nahe kamen und daher ohne weitere Aenderung als solche der idealen Zeichnung eingefügt werden konnten, leuchtet ein. Nimmt man die Urtheile über Jacobi zusammen, die die Freunde seines langen Lebens über ihn abgegeben haben, so kommt die Clerdonfigur heraus: Jacobi schilderte sich, wie er gern hätte sein mögen; da er aber bei seinem ununterbrochenen Streben, sich zu bessern, wirklich oft so war, wie er zu sein wünschte, so konnte er dem Vorwurf nicht entgehen, er schildere sich selbst. Dadurch wurde er bestimmt, später an einer Reihe von Stellen, auf die wir hinweisen, der Clerdongestalt etwas von ihrer idealen Trefflichkeit zu nehmen.

Clerdon ist seiner äusseren Stellung, seinen häuslichen Verhältnissen, seinen Grundansichten und Grundstimmungen nach Jacobi selbst; Clerdon's Verhältniss zu Allwill, zu Sylli, Amalia und den Cousinen ist im Grossen und Ganzen das Verhältniss Jacobi's zu Goethe, Johanna Fahlmer, zu seiner Frau und zu seinen Halbschwestern Helene und Charlotte.

Clerdon ist Regierungsrath, Jacobi Hofkammerrath. Beide treten in ihrer amtlichen Thätigkeit für liberale Reformen ein und verfechten dieselben der Regierung gegenüber mit Freimuth und Unbestechlichkeit. Man lese den Brief, Lenore von Wallberg an Sylli (T. M. 76, 2, 58—65). Eine vornehme „Rotte" wollte Unehre und Dürftigkeit auf wackere Bürger verhängen. Der „einzige Clerdon" hielt bei den Unglücklichen Stand und verfocht die Sache derselben nicht ohne Gefahr und Verlust aus allen Kräften. Er siegt bei Hofe. Ebenso hat er „die Eingesessenen eines Amtes von einem fast unausstehlichen Druck, worunter sie seit siebzig Jahren sich gekrümmt, kürzlich losgekämpft und losgebettelt." Deputationen der Bürger bringen

ihm ihren Dank, den er in seiner schwermüthigen Stimmung abzuwehren sucht. „O des unbegreiflichen Zweiflers!“ ruft Lenore über ihn aus.

So heisst es von Jacobi (J. a. B. I, V., S. XIII): „Seine bedeutendste Aufgabe wurde das Zollwesen; und es gelang ihm, jedoch erst nach langem Streit, den bergischen Reinzoll auf einen für die Staatskasse ergiebigeren und gleichwol für die Schifffahrt minder lästigen Fuss zu setzen.“ Vergl. Jacobi an Sophie la Roche, 14. Dez. 74 (J. a. B. I, 197). Zeitlich nicht hieher gehörend, aber diesen gemeinsamen Clerdon-Jacobi'schen Zug bezeichnend, ist Jacobi's freimüthiges Auftreten zu München im Jahre 1779, in Folge dessen er eine beträchtliche Einbusse an seinem Gehalt erlitt. Doch drang er in einem Punkte durch (J. a. B. I, V. XVII): „Die Verordnung über die Maierschaftsfristen, durch welche die Hintersassen der Kammer in Baiern die Befugniss erlangten, eine der drückendsten und in der That widersinnigsten Abgaben, das Handlohn, in eine beständige, jährliche Leistung umzuwandeln, ist eigentlich sein Werk.“ Der obige Brief, in welchem Clerdon's Verdienste um das gemeine Wohl in ein so helles Licht gestellt werden, steht nur im deutschen Merkur. Als man allgemein in Clerdon Jacobi selbst gezeichnet fand, liess Jacobi diesen Brief nicht mehr abdrucken, um sich nicht dem Verdachte der Eitelkeit auszusetzen. Vergl. J. a. B. I, 238, Anmerkg.

In Clerdon's Briefen finden sich Stellen aus Briefen Jacobi's an seine Freunde. Die Stelle „Clerdon an Sylli“ (J. W. I, 26): „Mit dem ersten Blick der Sonne — grosse, offene Erde“ steht fast wörtlich im Briefe Jacobi's an Goethe, 26. Aug. 74 (J. u. G., S. 32): „Am verwichenen Sonntag, sitzend am Fenster meines Wallzimmers, schauend bey hellem Sonnenglanz rund um mich her in die vor mir verbreitete herrliche Gegend, schoss mir auf einmal, wie ein Blitz, in die Seele der Gedanke, welch ein sündlich Wesen es doch sey, diese herrliche Pracht Gottes so, über Wäll und Gräben hin, nur zu beschielen; nur etwa am

Abend ein wenig daran vorbeyzuschleichen, da doch nichts wehre, sich hineinzulagern in diese Herrlichkeit ganze Tage lang; sich anzukleiden über und über in dieser Pracht Gottes; zu geniessen das Seinige, den weiten, offenen Himmel und die grosse, offene Erde."

Ebenso die folgende Stelle: „Ich raffte mich zusammen — Lust und Macht zu leben" steht in demselben Briefe Jacobi's an Goethe: „Am Dienstag, bei Anbruch des Tages, zogen wir aus und nahmen Besitz von den grünen Wiesen und von den rieselnden Bächen, und von den schattichten Höhen; und es hüpfte in unserem Blut, und trotzte in unserem Gebein, und pochte auf unseren Busen, und schauerte in unseren Haaren, und jauchzte, sang und klang in jeder unserer Nerven Liebe, Lust und Macht zu leben."

Die Stelle „Clerdon an Sylli" (J. W. I, 25): „Früh mit dem Morgen — ewiges Bleiben in Liebe" ist zum Theile wörtlich zu finden im Briefe Jacobi's an Goethe, 21. Okt. 74 (J. u. G., S. 53): „Gleich beim Erwachen heute früh fuhr mir über's Angesicht der Schauer, von dem Du weisst, wie er hinabzittert, eindringt, zum auflösenden Leben wird im Busen, und den ganzen Erdensohn tödtet. — Tod, schöner himmlischer Jüngling!" Damit vergl. auch Jacobi an Wieland, 13. Nov. 74 (J. a. B. I, 93).

In Clerdon's Briefen herrscht eine resignirte Grundstimmung, er ist wirklich der „Papa Allwill," der gemässigte, gereinigte, aber schwermüthige Allwill. Da, wie wir sehen werden, die Briefe Sylli's ganz in derselben Stimmung gehalten sind, so vervollständigen sie die Schilderung Clerdon-Jacobi's. Aus Clerdon's Briefen hebe ich besonders hervor J. W. I, 14—15: „Dass diese Welt so weit ist — was ihn niederwerfen sollte, richtet ihn in die Höhe, unterstützt ihn, giebt ihm Halt," und J. W. I, 53—54: „Dornen malmen, sie zu Flaumenfedern wühlen, lernte ich lang — mit einer verrenkten Hüfte schleppen."

In den philosophischen Gesprächen, die hauptsächlich

zwischen Clerdon und Cläre geführt werden (J. W. I, 113—149), erkennen wir wieder die tiefsinnige Art geistiger Unterhaltung in Jacobi's Hause. Diese Gespräche behandeln die wichtigte erkenntniss-theoretische Frage, die Frage nach der Realität der Dinge. Weder Zweck noch Begrenzung dieser literar-historischen Untersuchung gestatten, näher auf den philosophischen Theil des Romans einzugehen, in welchem schon die Grundansichten des Philosophen Jacobi in erkenntniss-theoretischer Beziehung im Keime vorhanden sind.

Näher werden wir mit Clerdon bekannt, wenn wir ihn in Beziehung auf seine Umgebung betrachten und damit zugleich die Personen derselben in's Auge fassen.

2. Sylli.

Zuerst sein Verhältniss zu Sylli. Sylli ist Johanna Fahlmer. Wir haben jetzt ein authentisches Zeugniss dafür. In dem Jacobi'schen Nachlasse[1]), aus welchem Zoeppritz zwei Bände edirte (Leipzig, 1869), findet sich ein ungedruckter Brief Jacobi's an Jean Paul, München, 20. Aug. 1806: „Die Schlosserin (sie sass mir zur Sylli) ist seit sechs Wochen bey mir mit ihrer Tochter." Diese Aeusserung scheint im Gegensatz zu stehen mit dem, was Jacobi 18. März 76 (J. a. B. I, 237) an Sophie la Roche über Sylli schreibt: „So hat mir z. B. kein sterbliches Wesen zu meiner Sylli gesessen. Als ich die Briefe, welche ihren Namen tragen, schrieb, befand ich mich in einer Situation, wo mir alles, was ich sie sagen liess, geradeswegs aus eigenem Herzen kam." Wie sich im Romane Clerdon in vollständiger, geistiger Harmonie mit Sylli befindet, so Jacobi mit Johanna Fahlmer. So schreibt Jacobi, 11. Okt. 96 (J. a. B. II, 238), über seinen Allwill: „Il y a à présent 21 ans, que j'ai commencé à publier ce recueil de lettres. Mon âme alors était

1) Derselbe ist mir von der Familie Zoeppritz zur Benutzung gütigst überlassen worden.

dans une situations semblable à celle de Sylli; je poussais de profonds soupirs; voilà mes muses."

Manche Stellen, welche von dem innigen Verständniss Sylli's und Clerdon's Zeugniss geben, hat Jacobi ebenfalls später gestrichen, vielleicht auch, weil viele Leute „mit Deutung" lasen, wovor er Sophie la Roche gewarnt hatte.

Johanna Fahlmer heisst, wie schon erwähnt, im Jacobi'schen Briefwechsel Adelaide. Von ihr spricht Jacobi (an Sophie la Roche, 10. Aug. 74, J. a. B. I, 173) als von der „lieben, liebevollen, schwermüthigen Seele meiner edlen Freundin." Eine sanfte Schwermuth spricht auch aus allen Briefen Sylli's, z. B. (J. W. I, 18): „Ich werfe Nichts auf den Boden, trete Nichts unter die Füsse, mag aber auch Nichts in Verwahrung nehmen von Menschen-Gunst und -Achtung. Seht, wenn es mir wohl einmal wird, als sollte dergleichen dauern, als erwartete ich es; so überfällt mich doch gleich eine Schwermuth, ein Zagen, dass ich vergehen möchte."

Ueber Johanna Fahlmer's „belle âme" spricht Jacobi, 11. April 74 (J. a. B. I, 161).

Ueber Sylli's und Clerdon's innige Beziehung steht T. M. 76, 2, 16—17: „Sylli's liebster Gespiele war immer Heinrich gewesen. Er hatte in ihren Grund-Noten die meisten Accorde, und von vielen Dingen tönten beyder Seelen reinen Einklang in einander: demnach verstanden sie sich über manches vollkommen, über vieles sehr gut, über einiges aber auch nur kaum erträglich. — In leidenfreyester Eintracht leben wir mit denjenigen, die über einen gewissen Punkt hinaus, ausgemachter Weise, uns gar nicht verstehen; daher dann der entschlossene Menschenverächter allein den ewigen Frieden geniesst. Sylli und Clerdon aber fanden es in jedem Falle unmöglich, eine Idee bey sich festzusetzen, oder eine Partey zu ergreifen, wodurch ihre gegenseitige Meynung von einander heruntergesetzt, und ihre Freundschaft vermindert worden wäre; lieber harrten sie auf einander im äussersten Schmerz, und kein Mal verfehlte

diese schöne Duldung ihren Lohn. Es stieg ihre Freundschaft in immer wachsenden Harmonieen, durch Misslaute — starke und kühne Auflösungen, zum reinsten Engelsgesang, worinn Menschenathem sich verwandeln mag, empor."

Ueber Sylli's Gemüthszustand wird T. M. 76, 2, 18 gesagt, er lasse sich nicht hinlänglich erklären, sondern könne nur durch Sympathie begriffen werden.

Die Stimmung Clerdon's, wenn Briefe von Sylli ankommen, schildert T. M. 76, 2, 68: „Clerdon öffnete die Brieftasche und schlug hernach sie wieder zu. — „Ein herrliches, liebes Weib," sagte er, „wenn sie sich erblickte, wie sie vor meiner Seele steht! —" und gleich darauf: „Gott, wem du ein tieffühlendes Herz schenkst, dem schenkst du doch Alles damit, alle deine Gaben, und dich selbst." Vergl. auch T. M. 76, 2, 68—69 unten: „Keiner von uns — und dahingegeben die Seele."

Die Worte, welche Johanna Fahlmer bei Jacobi's Tode in ihr Tagebuch schrieb, sind schon angeführt. Sie nennt ihn dort ihren „brüderlichen Gespielen und Freund." Clerdon nennt Sylli J. W. I, 15: „Schwester, Freundin." „Das Beste an mir," schreibt Clerdon in demselben Briefe an Sylli, „ist das Wissen von dem, was Du bist."

Sylli's innige Freundschaft mit Amalia und den Cousinen erinnert ebenfalls an Johanna Fahlmer und die beiden Jacobi'schen Halbschwestern. (J. W. I, 49, 50).

Ihre scharfen Aeusserungen über Allwill (J. W. I, 97—101; 176—181) haben Aehnlichkeit mit der angeführten Briefstelle der Johanna Fahlmer über Goethe.

Eine Biographie Jacobi's wird dieses sein Verhältniss zu Johanna Fahlmer eingehend darzustellen und die ungedruckten, zwischen Johanna und Jacobi gewechselten Briefe zu berücksichtigen haben. Damit eröffnet sich dann zugleich ein Einblick in den Woldemar.

3. Amalia.

In den Briefen Amalia's hat Jacobi seiner Frau ein herrliches Denkmal gesetzt. Er schildert an ihr das Ideal einer Ehefrau, und er war so glücklich, dieses Ideal in Wirklichkeit zu besitzen.

„Freilich hat Betty zu meinem Ideale gesessen," schreibt Jacobi an Wieland, 11. Juli 76 (J. a. B. I, 244), „so eigentlich gesessen, dass ich sie ein Paar Mal dazu an meinen Schreibtisch geholt."

Goethe's Schilderung der „herrlichen Niederländerin" ist bekannt.

Wie Allwill in dieser Frau und in ihrem Hauswesen zuerst ein Verständniss aufging für „eheliche Liebe" im Gegensatz zu seinen haltlosen Schwärmereien, so mag es Goethe gegangen sein.

Allwill schreibt J. W. I, 65 an Clemens von Wallberg: „Sage, ob du etwas davon weisst, dass es einen besonderen Affekt giebt, der sich eheliche Liebe nennt; ganz verschieden von jener Leidenschaft, welche allgemein den Namen der Liebe trägt, und die .... Sage, ist dir das schon vorgekommen? Denn was rede ich sonst! — Ich wusste Nichts davon; und diese neue Entdeckung in Clerdon's Hause ist das Interessanteste, was sich jemals meiner Betrachtung dargeboten hat."

Allwill nennt Amalia „Mama," „liebe Mama" (J. W. I, 64). „Ihre Jugend, ihre Schönheit hindern mich nicht, dass ich sie im vertraulichen Umgange Mama heisse; ich wüsste mir auch keinen lieberen Namen für sie. Liebe Mama, Mama Melly — wenn ich dir sagen könnte, wie mir ist, wenn ich sie so nenne, und ich ihr dabey in das himmelhelle Angesicht schaue, das nur gut ist, und mich nur anlacht!"

Ebenso nennt Goethe Betty Jacobi „Mamagen" (G. u. J., S. 8, 12, 19).

Die Berichte, die Amalia über ihr häusliches Leben, die Erziehung und das Gedeihen ihrer Kinder giebt, sind das Treff-

lichste und Natürlichste, was darüber je gesagt worden; Goethe nannte es, wie erwähnt, „Wort Gottes."

Auch hier, im Verhältnisse Amalia's zu Clerdon, müssen wir auf die älteren Stellen im T. M. zurückgehen, die Jacobi aus dem öfter erwähnten Grunde später kürzte oder änderte.

Die Ehe zwischen Clerdon und Amalia war aus keinem leidenschaftlichen Verhältnisse hervorgegangen; ebenso hatte Jacobi, zwar angezogen von der trefflichen Betty, aber ohne Leidenschaft dem Wunsche seines Vaters gemäss sich mit derselben vermählt. J. a. B. I, V. XI: „Sein Vater übergab ihm Haus und Handlung. Schon hatte er auch um die Hand einer reichen Erbin für ihn geworben. Ein bei solchen Anschlägen höchst seltenes Glück gab dem Jünglinge an Betty von Clermont aus Vaels bei Aachen, eine mit allen Gaben der Natur und Erziehung geschmückte Braut."

Ebenso schreibt Allwill über Amalia und Clerdon (J. W. I, 66): „Anfangs — sie wurde Braut mit 17 Jahren — hat ihr Mann weiter nichts als einen vorzüglichen Grad der Hochachtung ihr abzugewinnen vermocht; und bis auf diese Stunde weiss sie keine eigentliche Rechenschaft zu geben, wie sie hernach allmählig sich so ganz an ihn verloren hat, dass ihr Herz nun alle seine Regungen allein von dem seinen empfängt, ihre gesammten Kräfte sich unverrückt in seinem Willen fühlen; Freyheit, Leben, Glück, Thun und Sein — ihre ganze Seele hingewagt auf ihn."

T. M. 76, 2, 47 sagt sie von Clerdon: „Dem guten Clerdon war's gar nicht drum zu thun; aber du weisst, er lässt sich seine Zeit, die ihm so kostbar ist, seine Ruhe, Gesundheit, Verdienste, Lust und Leben abschwätzen, wie sein Geld: ich werde ihn noch müssen festsetzen lassen."

Das ist der leibhaftige Jacobi, dessen gutmüthige Freigiebigkeit, zugleich Zartheit des Gebens von Jedermann gerühmt wurde. Siehe J. a. B. I, V., S. XXVII: „Denn viele Bedürftige sind von Jacobi unterstützt, manche aus drückenden Verlegen-

heiten gerettet worden, und der würde nicht für unbemittelt zu halten seyn, der besässe, was von ihm theils geschenkt, theils ohne Hoffnung des Ersatzes dargeliehen worden ist.“

Auch die Stelle T. M. 76, 2, 53 (J. W. I, 48), wo Amalia in ein hohes Lob Clerdon's ausbricht, ist später verkürzt worden.

Ueber Amalia's köstliche Briefe lässt sich in Kürze Nichts sagen; sie wollen selbst gelesen sein.

Es würde zu weit führen, auch in den Kindern Amalia's und Clerdon's die Aehnlichkeiten mit denen Betty's und Jacobi's anzudeuten. Aber auch hier liessen sich Anhaltspunkte finden.

Die beiden Schwestern Lenore und Clärchen von Wallberg erinnern lebhaft an Jacobi's Halbschwestern und die treuen Pflegerinnen seines Alters: die philosophische Cläre erinnert an die scharfsinnige Helene, Lenore an Charlotte Jacobi.

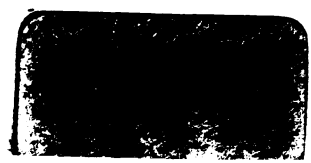
Luzie allein findet in den uns bekannten wirklichen Personen kein Pendant; ihr scharfsinniger Brief gegen Allwill ist ganz in Jacobi's Sinne geschrieben, und er verweist, wie wir sahen, wenn er auf seinen Roman Allwill zu sprechen kommt, mit Vorliebe auf diesen Brief als auf seine eigene Ueberzeugung.

Berichtigungen.

S. 37, Z. 6 von unten. Statt „giebt einen grossen Ring“ ist zu lesen „giebt einen grossen Reiz.“

S. 42, Z. 2 von oben. Statt „Ich sehe ihn wie Dich, im Clerdon“ ist zu lesen „Ich sehe ihn, wie Dich im Clerdon.“

Lebenslauf.

Adolf Holtzmann wurde d. 27. April 1850 zu Karlsruhe geboren. Von 1860—69 besuchte er das Gymnasium zu Heidelberg und wurde Herbst 1869 mit dem Zeugniss der Reife entlassen. Von Winter 1869—1873 studirte er auf den Universitäten Tübingen, Heidelberg, Leipzig klassische Philologie. Herbst 1873 bestand er das philologische Staatsexamen und wurde unter die Zahl der badischen Lehramtspractikanten aufgenommen. Nach Erlangung eines Urlaubes widmete er sich 1873/74 zu Heidelberg dem Studium der deutschen Sprache und Literatur. 1874/75 versah er provisorisch eine Lehrstelle am Gymnasium zu Wertheim a. M. Nach Erlangung eines weiteren Urlaubs lebte er 1875/76 zu Karlsruhe und promovirte Herbst 1876 zu Tübingen. 1876 — Frühjahr 1878 lebte er zu Leipzig, literarisch und bibliothekarisch beschäftigt. Seit April 1878 hält er sich in Jena zum Zwecke der Habilitation auf.

3 2044 020 450 698